

4 Das Feld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker.

Konzeption und Reflexion der empirischen Untersuchung

„Going into the field‘ sometimes conjures images of sharply circumscribed territories and exquisite control over a multitude of variables. [...] In the kind of research about which we are writing, this conception of circumscription and control is not realistic, nor is the search for them particularly fruitful. The field researcher understands that his field – whatever its substance – is continuous with other fields and bound up with them in various ways.“

Schatzman/Strauss 1973: 2

Im folgenden Kapitel stelle ich dar, wie ich Daten generiert und interpretiert habe, um meine Forschungsfrage zu bearbeiten. Entsprechend gehe ich zunächst (4.1) auf die Konzeption meines Forschungsfeldes, das Aufstellen desselben in meinem Kopf, meinen Zugang zum Feld und die Auswahl meiner Gesprächspartner_innen ein. Der Vorgang der Datengewinnung selbst, meine Perspektive auf Interviews und die Verortung meiner Art der Gesprächsführung im wissenschaftlichen Methodendiskurs werden anschließend (4.2) thematisiert. Dabei soll auch deutlich werden, warum ich meine empirische Forschung als Feldforschung verstehe und welche Rolle Material jenseits der Interviewtranskripte für die Interpretation spielt. Schließlich schildere ich meine Arbeitsweise bei der Interpretation des Materials (4.3), maßgeblich abgeleitet aus der *Grounded Theory*. Ziel des Kapitels ist weniger, in vorausweisendem Gehorsam möglichen Zweifeln an qualitativer Forschung entgegenzutreten, sondern vielmehr ein gutes, im besten Fall mitreißendes Argument machen, ein Plädoyer für das „Wie“, für das Gespräch, für die Erzählung.

4.1 KONZEPTION DES FORSCHUNGSFELDES, ZUGANG UND SAMPLING

Im Fokus dieses ersten Unterkapitels stehen die Konzeption meines Forschungsfeldes der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker, mein Zugang zu diesem und die konkrete Auswahl meiner individuellen Gesprächspartner.

4.1.1 Mein Forschungsfeld

Weder ein ‚Forschungsfeld‘ an sich noch die Aktivität ‚ins Feld gehen‘ sind selbst-evident. Beide möchte ich im Folgenden erläutern und für mein Projekt beschreiben. Ich gehe zunächst abstrakt auf den Begriff des Forschungsfeldes ein, das weniger aus einem klar abgegrenzten, gar geografischen Raum besteht, sondern vor allem aus sozialen Zusammenhängen inklusive aller Akteure, aber auch diskursiven und materiellen nicht-menschlichen Objekte wie Symbolen, Regeln, Diskursen. Anschließend beschreibe ich mein Forschungsfeld als das der zurückgekehrten Praktiker aus Kriegs- und Krisengebieten, wie es von Forschenden, Politik und Praxis-Community konstruiert wird, und begründe die Schwerpunktsetzung auf diejenigen Intervenierenden, die von ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ betroffen sind.

Meine empirische Forschung als ‚Feldforschung‘ zu verstehen, auch wenn sie im Wesentlichen aus Interviews und nicht aus teilnehmender Beobachtung und Integration in sich mir präsentierende Strukturen bestand, war mir wichtig. Der Begriff spiegelt den interaktionistischen Grundgedanken zu Identitäten und Positionierungen wider, der mein Projekt trug und trägt – die Vorstellung, dass sich aus der Notwendigkeit sich zu positionieren und in Bezug zu setzen ein soziales Netz aufspannt, ein relationales Feld aufgestellt wird. ‚Feldforschung‘ weist darauf hin, dass ich als Forscherin mich in bereits existierende soziale Zusammenhänge hineinbegebe und diesen aufmerksam begegnen muss, dass es nicht ausreicht, Interviews minutiös zu planen und durchzuführen, sondern den gesamten Kontakt, das Auf-das-Feld-zu- und In-das-Feld-Hineingehen bewusst, aufmerksam, kommunikativ und reflektierend zu gestalten. Insofern schärfte er mein Bewusstsein dafür, Interviews nicht als alleinstehende Gesprächssituationen zu denken, sondern meine Schritte drumherum zu reflektieren. Wichtig ist, dass man die Vorstellung aufgibt, beim Feld könne es sich um „ein klar umrissenes Territorium mit einer Reihe kontrollierbarer Variablen“ handeln, so Leonard Schatzman und Anselm Strauss (1973: 2)¹.

1 In der Übersetzung von Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 53.

Jedes Feld schlieÙe immer an andere an und sei auf vielfältige Weise mit ihnen verknüpft:

„Aus der Perspektive eines sozialen Prozesses haben Institutionen und soziale Bewegungen keine absoluten räumlichen Grenzen, keinen absoluten Anfang und kein absolutes Ende. Ihre Parameter und Eigenschaften sind konzeptionelle Entdeckungen, und nur aus theoretischen oder arbeitspraktischen Gründen werden ihnen Grenzen zugewiesen.“ (Ebd.)

Teil des sozialen Prozesses und damit des Forschungsfeldes sind darüber hinaus, wie in Kapitel 3 bereits beschrieben, nicht nur individuelle und kollektive Akteure, sondern auch all jene diskursiven und materiellen nicht-menschlichen Objekte, die Handlungsmacht entfalten wie z. B. Symbole, Institutionen, Regelwerke, Prozeduren, Ressourcen, Artefakte, Kontroversen, Diskurse sowie zeitliche und räumliche Elemente (Clarke 2012: 113). Wer oder was dazugehört bzw. maßgeblich ist, lässt sich zum Teil erst im Laufe der Untersuchung definieren und eingrenzen, wenn etwa deutlich wird, dass es weitere entscheidende Akteure oder Aktanten gibt, die von der Forscherin bislang nicht mitgedacht wurden. Entscheidend ist, sich als Forschende nicht nur Wissen über sein Forschungsfeld anzueignen, sondern auch ein Bewusstsein für es zu entwickeln (Blumer 2013: 112). Doch wo mache ich einen Anfang, um mein Forschungsfeld und meinen Gegenstand zu bestimmen, wenn ich doch frage, wie dieser sich selbst versteht? Es scheint, als käme die Katze gar nicht umhin, sich in den Schwanz zu beißen. Nun denn ... ein Versuch.

Mein Forschungsfeld – nennen wir es ‚das der zurückgekehrten Praktiker aus Kriegs- und Krisengebieten‘: derjenigen, die berufsbedingt ‚vor Ort‘ waren, die sich in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben und zurückgekehrt sind. Definitiv wird das Feld von anderen so konstruiert: Wenn sich Politik und Wissenschaft in Deutschland fragen, was oder wie ‚man‘ (will sagen, Deutschland in der Rolle als ‚unbeteiligter Dritter‘) zur Beilegung gewaltsamer Konflikte beitragen und Frieden schaffen kann, wie so etwas wie *Peacebuilding* eigentlich geht, wenn auf Tagungen und Veranstaltungen die Aktivitäten deutscher Organisationen und Institutionen in Kriegs- und Krisengebieten beraten, wenn Interventionsstrategien allgemein oder am Beispiel diskutiert werden, dann werden ‚Leute aus der Praxis‘ eingeladen. Dazu gezählt werden solche mit Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit und der Nothilfe, in der Diplomatie und in multinationalen Polizei- und Militärmissionen, Mitarbeitende aus staatlichen und nichtstaatlichen, spenden- und/oder fördergeldfinanzierten Organisationen, haupt- aber auch ehrenamtlich Tätige, um nur die hauptsächlichen Unterscheidungsdimensionen für Menschen in diesem Feld zu

nennen.² Sie werden aufgrund ihrer Erfahrung ‚vor Ort‘ (wo immer das jeweils war) bzw. als Repräsentant_innen ihrer Organisation als Expertinnen und Experten herangezogen und sollen von ihren Erfahrungen berichten, sich zu politischen Richtlinien und Diskursen positionieren, Bundestagsabgeordnete und Ministeriumsangestellte bei der Formulierung und Ausgestaltung von Fachpolitik beraten, ihre Erfahrungen vergleichen und deren Übertragbarkeit auf andere Szenarien, andere Regionen, andere ‚Fälle‘ beurteilen, usw. Und zusätzlich zu allen Unterschieden, die in diesem Rahmen festgestellt, hervorgehoben, zelebriert werden, scheint es mindestens unter den jeweiligen Berufsgruppen so eine Art „Gemeinschaftssinn“, „a sense of belonging“ zu geben. Aber gibt es den auch über die Berufe hinaus? Denn zugleich werden ja auch Unterschiede konstatiert und Grenzen gezogen. Die Frage, inwieweit mein ‚Forschungsfeld‘ auch jenseits meiner Konzeption und der Zuschreibungen von anderen als ‚Feld‘ existiert oder nicht, ob sich die „zurückgekehrten Praktiker“ als Teil *eines* Feldes verstehen, ist insofern Teil meines Forschungsinteresses.

Wie zu Beginn geschildert, interessierte mich zunächst die Unterscheidung zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Intervenierenden. Ich ging davon aus, dass sich gerade im Kontext ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ die Fragen nach dieser Unterscheidung, nach der Identifikation mit- und der Abgrenzung voneinander besonders intensiv stellten und sich zugleich mehr Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit dem jeweils ‚Anderen‘ boten. Deshalb fokussierte ich auf Soldat_innen, die in einer entsprechenden Verwendung³ im Auslandseinsatz gewesen waren, und

-
- 2 Ob diese die relevanten sind und wie diese mit Bedeutungen gefüllt werden, ist mein zentrales Erkenntnisinteresse. Viele weitere Unterscheidungsdimensionen sind denkbar und werden zum Teil verwandt: z. B. Deutsche und nicht-deutsche (aber trotzdem nicht einheimische) Akteure; Akteure, die primäre Entwicklungsprojekte durchführen und Akteure, die primär für Sicherheit sorgen; Akteure, die vor allem selbst ausführen und Akteure, die vor allem lokale Mitarbeiter anleiten; Akteure, die relativ kurze „Stehzeiten“ haben und Akteure, die über längere Zeiträume vor Ort bleiben; Personen, die im militärischen und im zivilen Bereich tätig waren oder tätig sind; Akteure aus verschiedenen Interventionsszenarien: rein zivile Missionen, Missionen mit militärischen Anteil, rein militärische Missionen, Missionen mit wenig bis sehr viel Gestaltungsmacht, UN-geführte Missionen, multilaterale Missionen, Missionen mit wenig bis viel Medienaufmerksamkeit, ‚erfolgreiche‘ und weniger ‚erfolgreiche‘ Missionen; Akteure mit wenig bis viel/mehrfacher Interventionserfahrung; Frauen und Männer ... Wissenschaftler_innen sind damit in der Regel nicht gemeint, sondern werden dem Praxis-Pendant ‚Theorie‘ zugeordnet.
- 3 „Verwendung“ bezeichnet in der Bundeswehr einen konkreten Posten mit den jeweiligen Aufgaben – ein schönes Beispiel für einen Begriff, der innerhalb der Bundeswehr selbst-

Mitarbeitende von Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen und erweiterte diesen Kreis erst später im Laufe der Dateninterpretation um andere Berufsgruppen (siehe 4.1.3 Auswahl der Gesprächspartner).

Im Gegensatz dazu schien mir die Fokussierung auf Menschen mit Erfahrungen in einer bestimmten geographischen Region zu diesem Zeitpunkt wenig sinnvoll. Zwar ergab sich unter den interviewten Soldat_innen der Bundeswehr eine Häufung derer, die in Bosnien-Herzegowina, dem Kosovo und/oder Afghanistan im Auslandseinsatz gewesen waren, was in erster Linie daran lag, dass dies zahlenmäßig die Einsätze mit den mit Abstand größten Kontingenten waren. Im Bereich der Not- und Entwicklungshilfe hingegen überwog der Eindruck, dass potenzielle Gesprächspartner nicht nur in einem Land gewesen waren, sondern in mehreren und ggf. auch für unterschiedliche Arbeitgeber. Vor allem aber wollte ich mein Forschungsfeld nicht an einem bestimmten geografischen Raum der Intervention festmachen, weil es mir zunächst um eine bestimmte, wenn auch abstrakte Situation („die Intervention“), eine Art Setting, und nicht um einen konkreten regionalen Kontext ging.⁴

Zugleich beschränkte es sich auf deutsche Intervenierende bzw. Mitarbeitende deutscher Organisationen und Institutionen – einerseits aus forschungspraktischen Gründen, um das Feld nicht unendlich groß zu machen, andererseits aus inhaltlichen Gründen, hatten doch die Beobachtungen und Gespräche zu zivil-militärischer Zusammenarbeit auf den vor allem deutschen Tagungen mein Forschungsinteresse geweckt.⁵

verständlich, aber für Menschen ohne Berührungspunkte mit der Bundeswehr nicht auf Anhieb nachvollziehbar ist.

- 4 Später wurde mir darüber hinaus die in Politik- und Forschungskreisen nicht unübliche Denkweise zunehmend fremder, Expertin für eine bestimmte „Konfliktregion“ zu sein, die selbstverständlich nicht Deutschland sein konnte und mit der Ausnahme „Balkan“ auch außerhalb Europas liegen sollte.
- 5 Inwiefern dieser diskursive Rahmen ein spezifisch deutscher ist, der sich von denen anderer Nationalstaaten unterscheidet, bleibt an dieser Stelle letztlich Spekulation, war es eben nicht meine Frage. In wissenschaftlicher Literatur wird das Verhältnis von Gesellschaft und Militär in Deutschland oft als von kritischer Distanz geprägt beschrieben, ähnlich beschrieben es mir viele Soldat_innen in Interviews im Rahmen eines früheren Forschungsprojekts (siehe Bake/Meyer 2009, 2012). Ebenso sollte ich an dieser Stelle erwähnen: So sehr die Veranstaltungen Impuls für meine Arbeit waren, so wenig (systematisch) bezog ich sie in die spätere Forschung ein.

4.1.2 Zugang zum Feld

Nachdem ich erst abstrakt das Forschungsfeld konzeptualisiert und dann konkret für den Ausschnitt zivil-militärischer Zusammenarbeit in internationalen Interventionen beschrieben habe, stelle ich im Folgenden dar, wie ich ganz praktisch Zugang zu ihm fand – wie ich Kontakt zu Organisationen und Institutionen aufnahm, wie ich mein Forschungsvorhaben beschrieb und wie ich potenzielle Gesprächspartner ansprach.

Der Kontakt zu Gesprächspartnern, die Erschließung des Feldes kam auf verschiedene Weise zustande. Ausgehend von früheren Forschungserfahrungen mit deutschen Soldat_innen⁶ wusste ich, dass es bezüglich der Bundeswehr einen formellen und einen informellen Zugang gibt. Der formelle Weg bedeutet die Beantragung einer Forschungserlaubnis beim Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), d. h. die formlose Beschreibung des Forschungsprojekts, methodischen Vorgehens und der gewünschten Zielgruppe in Umfang und Charakteristika. Einerseits kann eine erteilte Erlaubnis als ‚institutionelle Registrierung‘ und ‚in-Beobachtung-nehmen‘ empfunden werden sowie, bewusst und unbewusst, dazu führen, dass das Projekt als offiziell abgesegnet und damit als institutionell gewünscht und gegebenenfalls auch als institutionell gesteuert wahrgenommen wird. Zugleich birgt ein solcher Antrag das Risiko, abgelehnt zu werden (und, wenn man seine Arbeit trotzdem fortführt, quasi ministeriell ausgewiesen illegitime Forschung zu betreiben). Andererseits ist es mir in früheren Projekten immer wieder passiert, dass auf meine Kontaktanfrage bei Soldaten relativ schnell die Frage nach der Erlaubnis aufkam, mit einer Konnotation von ‚Wenn die nicht vorliegt, kann es sein, dass eine Teilnahme für mich Nachteile hat und ich Ärger bekomme‘. Aufgrund dieser Erfahrung beantragte ich im August 2012 eine Forschungserlaubnis beim BMVg (siehe Anhang), die mir zwei Monate später erteilt wurde.

Meine Kontaktaufnahme zur Gewinnung von soldatischen Gesprächspartner_innen verlief dann auf verschiedenen Wegen, wobei persönlich geknüpfte Kontakte oft in irgendeiner Form eine Rolle spielten.⁷ Schon im Vorfeld der Beantra-

6 Siehe Bake 2007, Bake 2009, Bake 2010, Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012.

7 Solche persönlichen Kontakte im Rahmen der Feldforschung werden oft als problematisch angesehen, wobei die Frage ist, was „persönlich“ eigentlich bedeutet. Przyborski/Wohlrab-Sahr zufolge ist es fraglich, inwiefern es gelingen könne, beim Gegenüber wirkliche Offenheit und Vertrauen zu schaffen, wenn Informanten über Freunde oder Bekannte gewonnen worden seien (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 73). Schließlich müssten diese doch befürchten, dass die Gesprächsinhalte an eben diese weitergetragen würden oder sie könnten nicht frei von diesen Personen sprechen und auf sie Bezug nehmen, weil sie vermuten könnten, dass die Interviewerin diese anders sieht. Auch sei die Ano-

gung der Forschungserlaubnis hatte ich nach Gelegenheiten Ausschau gehalten, mit Soldaten bzw. Einrichtungen der Bundeswehr in Kontakt zu treten, die mit Auslandseinsätzen befasst waren. Für eine Wissenschaftlerin bieten sich Tagungen und Workshops zum Themenfeld Auslandseinsätze an. Ich hatte die Absicht, Einblicke in relevante Akteure und Diskurse zu erhalten, Kontakte zu knüpfen und mein Projekt schon einmal ins Gespräch zu bringen, um dann nach Erhalt der Erlaubnis mit einem konkreten Gesprächswunsch auf Menschen zugehen zu können. Die bei diesen Gelegenheiten geknüpften Kontakte nutzte ich, um auf institutionellem Wege über ein Anschreiben an das CIMIC-Zentrum in Nienburg als Ausbildungsort für Soldaten mit einer entsprechenden Verwendung potenzielle Gesprächspartner_innen vermittelt zu bekommen. Zugleich konnte ich über weitere Kontakte⁸ einzelne Soldaten direkt ansprechen und um ein Gespräch bitten – Gespräche, die wiederum per Schneeballsystem Gespräche mit weiteren Menschen zur Folge hatten.⁹

In den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe sprach ich meine Gesprächspartner direkt oder über die Organisation an. Weder der einen noch der anderen Vorgehensweise wurde meiner Wahrnehmung nach Bedeutung beigemes-

nymität von vornherein beeinträchtigt. Zugleich kann man entgegengesetzt argumentieren, dass es im Fall der persönlichen Vermittlung viel leichter ist, Vertrauen herzustellen, weil sich beide Seiten auf die vermittelnde Person stützen können. In meinem Fall war die Vorgehensweise über persönliche, wenn auch nicht freundschaftliche (!) Kontakte wohl dem starken Eindruck geschuldet, dass die Institution Bundeswehr als solche und auch ihre Angehörigen oft Zurückhaltung gegenüber Forschenden üben. Sowohl meine eigenen Erfahrungen zwischen 2007 und 2009 als auch die von Kolleginnen legten nahe, dass eine Erlaubnis und damit auch der genehmigte Zugang nicht leicht zu erhalten sei und es deshalb nützlich wäre, auf verschiedenen Ebenen Kontakte zu knüpfen und zu signalisieren, dass es einem ernst sei, dass man sich schon (ein wenig) auskenne und dass man ein ernsthaftes Interesse an der Bundeswehr und ihren Soldaten habe. Auch wenn es nie ganz ausgeschlossen werden kann, handelt es sich dabei eher nicht um „imaginierte Zugangsschwierigkeiten“ (Loos/Schäffer 2001: 46, zitiert nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 72). Jenseits der Tagungskontakte war ich jedenfalls weder mit Vermittelnden noch mit einem meiner Gesprächspartner persönlich bekannt oder befreundet.

- 8 Zum Beispiel: Eine Studentin nimmt mich zu ihrem ehemaligen Praktikumsgeber, einer NATO-Einrichtung mit, deren Kommandeur mir im Gespräch einen Kameraden empfiehlt, der mich weiter vermittelt an zwei Interviewpartner, die wiederum noch zwei auf-treiben.
- 9 Interessant ist dabei natürlich die Frage, warum mir jemand empfohlen wird – das pas-sierte mal mit Hinweis auf die „große Erfahrung“, die jemand hätte, mal weil „der das noch anders sieht“.

sen. Die meisten lernte ich auf Tagungen kennen und bat sie (teilweise Monate) später per E-Mail um ein Gespräch.¹⁰ Andere recherchierte ich online, weil sie sich im Diskurs zu ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ explizit positioniert hatten, oder nutzte persönliche Kontakte¹¹, die ihrerseits zu neuen Kontakten führten.

Gelegentlich wurde ich in diesem Zusammenhang von anderen Forschenden gefragt, ob ich potenzielle Gesprächspartner als Individuen oder als Repräsentanten der jeweiligen Organisation ansprechen würde, ob ich „subjektive Deutungsmuster“ oder „kollektive Deutungsmuster“ erheben wollte. Meine Antwort lautete in der Regel: weder noch. Weder ging ich davon aus, dass angesprochene Personen als komplett von ihren Gruppenzugehörigkeiten oder kollektiven Identitäten losgelöste Subjekte sprechen können, deren Wissen ein ganz individuelles, persönliches darstellte, noch nahm ich an, dass die von mir Interviewten einzig eine größere Gruppe oder Organisation vertraten. Wovon ich jedoch ausging, war dass Gesprächspartner – von mir in ein bestimmtes Setting platziert und auf eine bestimmte Identität oder Zugehörigkeit von mir angesprochen – auf diese Positionierung meinerseits reagierten und Gelegenheit hatten, diese zu bestätigen und/oder selbst eine oder die andere zu wählen.¹² Was sie dann wiederum erzählten, welche Deutungsmuster sie mir präsentierten, welches Wissen sie im Gespräch auspackten, ist eng mit diesen Positionierungen verknüpft: „The circumstantial ‚thereness‘ or practical substance of this respondent’s stock of knowledge depends on the position she takes in reaching back into her experience, retrieving information, and formulating an answer.“ (Gubrium/Holstein 1995: 31). Gubrium/Holstein zeigen in schöner Art und Weise, dass diese Positionierungen nicht immer explizit stattfinden: Befragte integrieren oft

„tell-tale phrases such as ‚speaking as a mother‘, ‚thinking like a woman‘, ‚if I were in her shoes‘, ‚after I heard what he said‘, ‚wearing my professional hat‘, ‚on second thought‘, ‚when you bother to think about it‘, ‚now that you ask‘, ‚I’m not sure about that one‘ and ‚I haven’t really thought about it““ (Gubrium/Holstein 1995: 33)

und zeigen damit an, von welcher Position aus sie sprechen. Mein Ziel war explizit nicht, meine Gesprächspartner durch meine Ansprache auf eine Position zu beschränken oder ihnen nur eine legitime Position zuzugestehen, sondern eher – mit Clarke (2012: 58) und Mut zur Vielfalt – zu versuchen, ihnen im Laufe des Gesprächs verschiedene Gelegenheiten einzuräumen, auch alternative Standpunkte

10 Siehe Anhang a) für eine Liste der besuchten Veranstaltungen.

11 Zum Beispiel sprach ich eine ehemalige Kollegin auf ihren ersten Job nach dem Studium an und fragte nach Kontakten, die im Ausland gewesen waren.

12 Denn natürlich steht jedem von uns mehr als eine Identität zur Verfügung.

einzunehmen, „as diverse and contradictory as they might be“ (Gubrium/Holstein 1995: 37).

Wie Deppermann anmerkt, ist nicht zu vernachlässigen, dass Interviewte für die Forschung rekrutiert und damit „von vornherein in Bezug auf eine Identität angesprochen“ (Deppermann 2013: Abs. 7) werden, die bestimmte Relevanzen und Erwartungen setzt. Diese können sich von denen, die im Alltagsleben des Interviewten handlungsleitend sind, vollkommen unterscheiden. Dennoch, so Deppermann, wird diese „sozialwissenschaftliche Präformierung der Antworten mit jeder Frage des Interviewers/der Interviewerin“ (ebd.) reproduziert. Auch Gubrium/Holstein weisen darauf hin, dass „the words by which we refer to ourselves and others still have a way of affecting our choice of those to whom we allocate a voice in research“ (Gubrium/Holstein 1995: 25). Auch wenn ich Kategorien wie ‚zivil‘ oder ‚militärisch‘ schon im Kopf hatte, ging es mir bei der Auswahl meiner Gesprächspartner immerhin nicht um die reine kategoriale Zuordnung, sondern um ihre soziale Positionierung und Bezugnahme und ihre Interpretation und Bedeutungszuweisungen dieser eingenommen und zugewiesenen Positionen und Kategorien. Dennoch gilt es bezüglich der Auswahl der Befragten immer zu fragen „whose voices will be heard and whose voices silenced if we conceive of people in particular ways“ (ebd.: 27).

Neben der Frage, wie/als wer potenzielle Interviewpartner angesprochen werden, stellt sich auch die Frage, wie sich der/die Forschende räumlich, sozial und normativ im empirischen Feld positioniert (Gould 2004: 269-270). In meinen Kontakt- und Gesprächsanfragen beschrieb ich mich selbst als Doktorandin und Wissenschaftlerin mit Interesse am Arbeitsalltag und dem Leben von Praktiker_innen in Krisen- und Konfliktgebieten. Neben dieser faktisch zutreffenden Beschreibung ließ sich so natürlich auch mit dem Gegensatz von Wissenschaft und Praxis spielen („Ich kenne das ja nur aus der Literatur, wie ist es denn wirklich dort zu sein? Wie funktioniert das?“). Außerdem signalisierte ich durch eine bestimmte Art und Weise aufzutreten, wie ich positioniert werden wollte – so stellte ich mich zum Beispiel in Gesprächen mit Soldaten nicht als totaler Neuling im Bundeswehr-Alltag, der auch die grundlegenden Details erklärt werden müssen, sondern als zwar extern, aber allgemein mit der Bundeswehr vertraut dar (ich erzählte von anderen Begegnungen mit Soldaten, Kontakten zu Bundeswehr-Einrichtungen); dies auch, weil ich hoffe, dass meine Gesprächspartner dann eher frei erzählen, als wenn sie jede Abkürzung oder jeden Ablauf für mich ‚übersetzen‘ müssten (Breuer 2009: 30).

Während ich zu Beginn aufgrund meines Forschungsinteresses schon in der ersten Ansprache potenzieller Gesprächspartner nicht nur auf den Alltag vor Ort, sondern auch auf das Miteinander und die Interaktion verschiedener intervenierender, auch ziviler und militärischer Akteure abhob, schrieb und sprach ich später nur mehr vom Arbeitsalltag und Leben vor Ort verschiedener intervenierender Akteure – um die thematische Setzung und Konnotation mit dem doch recht dominanten

Diskurs zu ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ zu vermeiden und um die Vergleichskategorie zivil/militärisch nicht gleich hervorzuheben.

4.1.3 Auswahl der Gesprächspartner. Theoretical Sampling abstrakt und konkret

Das Forschungsfeld und mein Zugang zu ihm inklusive meiner eigenen Positionierung sind geklärt – bleibt die Frage, wie ich meine individuellen Gesprächspartner_innen auswählte. Das Prinzip des *Theoretical Sampling* spielte hierbei eine wesentliche Rolle. Beginnend mit dem Forschungsverständnis von *Grounded Theory* werde ich zunächst allgemein definieren, was mit *Theoretical Sampling* gemeint ist, bevor ich ausgehend von meinem Forschungsinteresse die praktische Auswahl meiner Gesprächspartner_innen beschreibe.

Ein Forschungsprozess nach *Grounded Theory* funktioniert insoweit anders als andere (qualitative) Verfahren, als Datenerhebung, Dateninterpretation und Theoriebildung keine klar voneinander abgegrenzten Projektphasen sind. Schließlich propagiert *Grounded Theory* ein dezidiert empiriegeleitetes Vorgehen, wozu auch das sogenannte *Theoretical Sampling* gehört. Demnach werden die konkreten Untersuchungsobjekte und auch die Menge der Gesprächspartner/der Umfang des Materials nicht *vor* der eigentlichen empirischen Erhebung festgelegt, sondern erst im Laufe der Untersuchung ausgewählt. Es wird empfohlen, mit einer geringen Menge an Datenmaterial anzufangen, zu interpretieren und dann anhand der ersten Datenanalyse zu entscheiden, welche Daten als nächstes erhoben werden müssen und wo diese zu finden sind. Diese Art von „Sampling“

„beruht nicht unbedingt (oder nicht ausschließlich) auf dem Versuch, für eine Gesellschaft oder Population oder deren Heterogenitäten ‚repräsentativ‘ zu sein, sondern vor allem und ganz explizit auf den konzeptionellen bzw. theoretischen Vorüberlegungen, die bis dahin aus der vorläufigen Analyse hervorgegangen sind“ (Clarke 2012: 33).

Strauss spricht davon, dass man als *Grounded Theory*-Forscher nur mehr festlegen könne, wer oder was „als nächstes“ (Strauss 1994: 70) von Interesse ist. Dabei ist es sowohl möglich, möglichst ähnliche Gesprächspartner zu wählen, um aufgestellte Hypothesen zu bestätigen, als auch den größtmöglichen Kontrast zu suchen, um die eigenen Interpretationen möglicherweise zu irritieren. Datenerhebung, Dateninterpretation, Abstraktion und Theoriebildung finden also gleichzeitig und in ständiger Rückkopplung statt.¹³

13 Was Herbert Kalthoff für die ethnografische Forschung festhält, gilt insofern auch für ein Vorgehen nach dem *Theoretical Sampling*: Es ist in vielerlei Hinsicht Balance und Hin-

Meinem Forschungsinteresse entsprechend begann ich, Interviews mit Bundeswehrosoldaten und Mitarbeitenden deutscher Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen zu führen. Im Laufe von zwei Jahren kamen Gespräche mit Polizisten, Justizpersonal (Richter, Justizvollzug), einer zivilen Entsandten in UN-Missionen und einem freien Mitarbeiter in einer Dependence des Auswärtigen Amtes hinzu. Das in der *Grounded Theory* geforderte Hin und Her zwischen Material und Auswertung, Interpretation und weiterer Datenerhebung interpretierte ich insofern frei, als ich zumindest in der Anfangsphase meines Projekts den Zeitpunkt und die Reihenfolge der Interviews nicht immer von meinen bisherigen Abduktionen abhängig machte, sondern die Gesprächsgelegenheiten nutzte, die sich ergaben. Die Aufnahmen inklusive der Feldnotizen speicherte ich ab und ließ teilweise Monate vergehen, bevor ich mich dem Material wieder zuwandte.¹⁴ Bei der Reihenfolge der zu interpretierenden Transkripte und bei der Auswahl späterer Gesprächspartner hingegen ging ich strikt nach der *Theoretical Sampling*-Strategie vor und wählte das jeweils nächste Material anhand der Überlegungen und Thesen aus, die ich auf der Basis des bisherigen Materials entwickelt hatte. Beispielsweise begann ich mit dem Transkript eines Interviews mit einem Nothilfemitarbeiter, das ich recht früh geführt hatte und das mir als besonders lebhaft in Erinnerung geblieben war. Unter anderem die deutliche Betonung seines Selbstverständnisses als Durchführungsorganisation war mir ein Anlass, im Anschluss das Interview mit der Mitarbeiterin einer anderen staatlichen Durchführungsorganisation in der Entwicklungs- und Nothilfe intensiv zu interpretieren und die beiden zu vergleichen. Als nächstes wertete ich die Interviewtranskripte von zwei Bundeswehrosoldaten aus – ebenfalls Auftragnehmer des Staates, aber militärisch –, die ihre Aufgabe und ihren Einsatz als CIMICer sehr

und-her-tänzeln, auch was den Wechsel betrifft von Beobachtung zu Niederschrift, Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, „von den geräuschvollen Kulissen und Geschehnissen der beobachteten Situation zum schweigsamen Dialog mit sich selbst“ (Kalthoff 2003: 78). Sowohl dieses Hin und her zwischen Materialgenerierung und Interpretation als auch das *Theoretical Sampling* werden meiner Ansicht nach von allen *Grounded Theory*-Forscher_innen geteilt, ganz gleich welcher Ausprägung sie sonst folgen.

- 14 So ergaben sich weitere Interviewgelegenheiten, noch bevor ich die ersten Gespräche ausgewertet hatte. Und wie Judith Preissle im Gespräch mit Kathryn Roulston argumentiert, gibt es solch gute Gründe, von der vorgegebenen Reihenfolge abzuweichen: „When would you not prepare? Well, when you have an opportunity to just get an interview, and you don’t have any time to prepare. I mean there are going to be times when you might deliberately choose not to prepare.“ Ähnliches gilt für die Gesprächsführung und den Redeanteil der Interviewerin: „There are shy people in the world who just, if you let there be too much silence, they freeze up even more. So it’s better to be a little chatty at least until you build a relationship.“ (Roulston 2010: 183)

unterschiedlich bewerteten und zudem an unterschiedlichen Stellen in ihrer Berufsbiografie standen. Hieraus ergaben sich Vergleichskategorien wie „jemand, der kündigen kann“, „jemand, der den Job schon lange macht“, „andere Uniformierte“, „jemand, der lange vor Ort ist“, „jemand, der einen tieferen Sinn in seiner Arbeit sieht“, „jemand, der drei Generationen Grundschulbildung zum Ziel hat“¹⁵. Und entsprechend wählte ich die Transkripte von einem Mitarbeiter in der Entwicklungs- und Nothilfe, der seit Jahrzehnten im Beruf war, von einem Polizisten, von einem Paar in der Entwicklungszusammenarbeit, das über mehrere Jahre in Afghanistan lebte, von einer EZ-Mitarbeitenden, die in zwei westafrikanischen Ländern im Bildungswesen gearbeitet hatte, usw. Längst war ich mittendrin im Interpretationsprozess, um regelmäßig wieder herauszutreten, den analytischen Blick zu schärfen und ein weiteres Interview zu führen oder ein schon geführtes neu anzuhören, zu transkribieren und wiederum zu interpretieren.

4.2 DATENGENERIERUNG DURCH INTERVIEWS INKLUSIVE FELDERFAHRUNG

In der Gesprächssituation stellen wir über Sprache gemeinsame Räume her, richten diese ein, stellen sie in den Mittelpunkt oder aktivieren sie.

Taylor 1994: 70

„Traditionell gilt Distanz [...] als Bedingung von Erkenntnis und Vernunft.“ Der Pragmatismus dagegen weist „dem Erkennen seinen Ort innerhalb des ‚In-der-Welt-Seins-und-Handelns‘ zu.“

Hörning 2004: 21

Nachdem ich in Kapitel 4.1 die Konzeption meines Forschungsfeldes der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker, meinen Zugang zu diesem und die konkrete Auswahl meiner individuellen Gesprächspartner beschrieben habe, möchte ich unter 4.2 auf die Datengenerierung durch qualitative Interviews eingehen. Dazu gehört ganz im Sinne der sozialtheoretischen Grundlagen aus Kapitel 3 zunächst die Erinnerung an Interviews als interaktionsgeprägtes Datenmaterial. Anschließend

15 Von jemandem mit solchen Zielen grenzte sich einer meiner Gesprächspartner explizit ab und erklärte diese im selben Atemzug für absurd und überhöht. Entsprechend war ich neugierig auf jemanden mit solchen Zielen.

gehe ich darauf ein, warum ich mich unter allen üblichen Interviewformaten vor allem an dem *Active Interview* von Gubrium/Holstein (1995) orientierte und wie die Gespräche thematisch aufgebaut waren. Die Rollenverteilung und Gesprächsführung im Interview thematisiere ich dann nochmal gesondert und gehe zum Schluss auf die Bedeutung von Feldnotizen und Kurzprotokollen als zusätzlichem Datenmaterial ein.

4.2.1 Interviews als interaktionsgeprägtes Datenmaterial

Wir sind es gewohnt, uns im persönlichen Gespräch (mit Fremden) selbst zu präsentieren, dem Gegenüber verständlich zu machen und im Zwischenraum der Interaktion auch in Bezug zueinander zu positionieren. Möchte man die Selbst- und Fremdpositionierungen von Menschen untersuchen, sind Interviews insofern naheliegend. Sie bieten explizit Raum und Anreiz für sprachliche und narrative Darstellungen.

Wichtig ist, dass es mit Lucius-Hoene/Deppermann (2005) und Dittmer (2009) in der Analyse von sozialer Praxis nicht mehr um das erzählte Ereignis, sondern um die Erzählung selbst geht. Denn Interviews „zeugen in erste Linie von den sprachlich-kommunikativen Praktiken der (subjektiven) Darstellung von sozialen Ereignissen, aber nicht von der Konstitutionsweise der besprochenen Ereignisse selbst“ (Deppermann 2013: Abs. 7). Ich erforschte nicht, wie meine Gesprächspartner sind oder welche Beziehungen sie zueinander haben, sondern ich erforschte, wie sie sich (in Bezug zu anderen) in ihren sprachlichen Darstellungen positionieren. Zugleich verstehe ich diese Selbst-Erzählungen nicht als Deskription eines irgendwie festen Selbst, sondern als performative Selbstherstellung (Straub 2004: 286).

Dass es diese Erzählungen ohne die Interviewerin bzw. den Interviewer gar nicht gäbe, nehmen viele zum Anlass, Kontroll- und Vorsichtsmaßnahmen einzubauen, um den Einfluss derselben möglichst gering zu halten.¹⁶ Manche Forschende

16 So argumentiert Helfferich beispielsweise, „*dass wir [...] das ganze Interaktionsgeflecht von Hintergrund, Rollen, Wahrnehmung und Verhalten von Erzählenden und Interviewenden kennen müssen, in dem das Interviewerverhalten seine Wirkung entfaltet*“ (Helfferich 2005: 10-11, Hervorh. i. O.). Bei aller Zustimmung, dass man nicht blauäugig in ein Gespräch hineingehen sollte, halte ich das für einigermäßen unmöglich und in der Form wenig erstrebenswert. Auch Sofia Lampropoulou und Greg Myers weisen darauf hin, dass Interviews sich nur bedingt kontrollieren bzw. standardisieren lassen: „*even in the fairly structured schedules in which all interviewees are asked similar questions, the interviewee still has room to shape the agenda and terms of the interview. In the wide range of projects we studied, they very rarely opt out of the interview entirely and refuse to answer a question. But it will not be news to any interviewer that interviewees can an-*

würden sogar so weit gehen zu sagen, dass Interviews aufgrund ihrer interaktiven Natur wenn überhaupt nur begrenzt als Forschungsinstrument geeignet sind (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

Deppermann macht jedoch zu Recht darauf aufmerksam, dass vieles von dem, was häufig als Problem der Methode Interview gewertet wird, positiv gewendet bzw. nutzbar gemacht werden kann, wenn man Interviews als Interaktionsereignisse auffasst und entsprechend analysiert (Deppermann 2013: Abs. 8). Eine solche konsequent interaktionistische Perspektive auf Interviews scheint sich bislang kaum in deutschen Methodenlehrbüchern¹⁷ niedergeschlagen zu haben, wird aber schon auf Elliot G. Mishler (1986) sowie Jaber Gubrium und James Holstein (1995) zurückbezogen und ist zumindest im angloamerikanischen Mainstreamdiskurs zu qualitativen Interviews angekommen und etabliert.¹⁸ Auch Breuer argumentiert, ein Interview „nicht lediglich als Geben bzw. Gewinnen themenbezogener Auskünfte anzusehen, sondern – umfänglicher – als soziale Interaktion, [...] in dem vielerlei Rollencharakteristika, Dynamiken, Verständnisse, Emotionen und Aushandlungen eine Rolle spielen“ (Breuer 2009: 63). Überhaupt werde sich ein Feld dem Beobachter niemals so darbieten, wie es ohne seine Anwesenheit ausgesehen hätte: „Akteure präsentieren oder verstecken, sie inszenieren sich, sie verfolgen ihre Strategien, spannen die Forscherin für ihre Belange ein und lassen sich für deren Interessen einspannen.“ (Ebd.: 38) Reaktive Effekte seien unvermeidlich: Es könne nicht darum gehen, diese zu vermeiden, sondern nur darum, reflektiert mit ihnen umzugehen und für den Erkenntnisgewinn zu nutzen (ebd.: 64).¹⁹

Nach der Darstellung der Interviewform und -inhalte möchte ich deshalb im Folgenden etwas ausführlicher auf die Rollenverteilung und die Gesprächsführung in den Gesprächen selbst eingehen. Abschließend beschreibe ich, welche Bedeutung ich den Felderfahrungen um die Gespräche herum beimesse.

swer in unexpected ways, and in ways that are not those projected, or not those that would be useful to the research study.“ (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 53)

17 Siehe z. B. Flick 2007, Flick/Kardorff/Steinke 2008, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, Lamnek 2010. Helfferichs Formulierung, dass das Interview als gemeinsamer Interaktionsprozess von Interviewerin und Interviewtem in methodologischen Diskussionen „mitunter nicht genug Beachtung“ (Helfferich 2005: 10) finde, finde ich da doch sehr zurückhaltend formuliert.

18 Siehe Wooffitt/Widdicombe 2006, Lillrank 2012 und diverse weitere Beiträge in Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney 2012, Roulston 2006, Roulston 2010, Roulston 2014.

19 Lampropoulou und Myers weisen ganz richtig darauf hin, dass letztlich jedes empirische Material einen (imaginierten) Adressaten habe. Dieser werde mal mehr, mal weniger sichtbar gemacht, aber er sei da und müsse in die Interpretation aufgenommen, in dieser reflektiert werden (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

4.2.2 Interviewform und -inhalte

Im wissenschaftlichen Diskurs wird der Begriff Interview gern mit Adjektiven oder einem weiteren Substantiv versehen, um bestimmte Merkmale zu markieren und so ohne längere Beschreibung eine Vorstellung des Gesprächsablaufs, der Vorbereitung, des Forschungsgegenstandes und/oder der Zielgruppe zu evozieren. Fokussiertes Interview, Narratives Interview, Experteninterview, Halbstandardisiertes Interview, Halbstrukturiertes Interview, Problemzentriertes Interview, Episodisches Interview, Leitfaden-Interview sind einige gängige Beispiele.²⁰

Ich gehe davon aus, dass die verschiedenen Interviewbezeichnungen klare Unterschiede markieren und uns Forschenden zur Orientierung unterscheidbare Interviewtypen an die Hand geben sollen, anhand derer wir über bestimmte Aspekte dieses Datenerhebungsinstruments reflektieren und schließlich sowohl zu diesen einzelnen Aspekten Entscheidungen treffen können als auch – das machen wohl die meisten – schließlich einen bestimmten Interviewtyp auswählen, der die Gesamtheit dieser Entscheidungen am ehesten repräsentiert. Anstatt auf konkrete Typen einzugehen, halte ich es für wichtiger, zunächst die Aspekte zu beleuchten, in denen sich Gespräche maßgeblich voneinander unterscheiden und die entsprechend reflektiert werden müssen:

- Inwieweit gehe ich als Forscherin und Interviewerin mit Anreizen (wie z. B. Fragen, Erzählaufforderungen) und ggf. mit welchen Hilfsmitteln oder Medien in das Gespräch hinein und gebe damit Ablauf, Themen und Leitmotive/-interpretationen vor?
- Worauf – auf welche Rolle, in Bezug auf welches Wissen – werden Befragte im Vorfeld und im Gespräch selbst angesprochen?
- Wie viel Raum steht Befragten zur Verfügung, eigene Themen zu setzen, eigene Relevanzsysteme zur Geltung zu bringen?
- Welchen Anteil am Gespräch haben die am Interview Beteiligten jeweils?
- Inwiefern wird im Interview ausschließlich auf das Wissen und die Erfahrungen des Interviewten Bezug genommen bzw. fließen biografisches Wissen und Erfahrungen der Interviewenden in das Gespräch ein?
- Inwiefern und ggf. wie fließt „Vorwissen“ zum Forschungsgegenstand von mir als Interviewerin in das Gespräch ein?²¹

20 Siehe auch Flick 2007, Hopf 2008, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008.

21 Cornelia Helfferich unterscheidet ähnlich fünf Dimensionen, in denen sich Unterarten qualitativer Interviews unterscheiden: 1. bezüglich des Forschungsinteresses und entsprechend der Generierung angemessener Daten, 2. der Festlegung der Beurteilungsautorität, 3. der Interviewsteuerung, 4. der Selbstpräsentation des Interviewers in Bezug auf Vor-

In diesem und dem folgenden Abschnitt (4.2.3) gehe ich auf diese Aspekte ein. Zuerst will ich die Frage nach den Anreizen aufgreifen, die ich als Forscherin und Interviewerin in die Gespräche einbrachte. In einem Leitfaden hielt ich vorab meine einleitenden Worte zu Beginn eines jeden Gesprächs und Fragen zu bestimmten Themen fest; dieser war sicherlich das offensichtlichste ‚Hilfsmittel‘, das ich in die Gespräche einbrachte. Bei der Erstellung des Leitfadens war mir wichtig, das Gespräch so aufzubauen und meine Fragen so zu formulieren, dass meine Gesprächspartner sich wohlfühlten, ins Erzählen kamen und möglichst detailliert und nah an ihren Erfahrungen vom Alltag und ihrer Arbeit in Interventionen erzählten.

So wählte ich beispielsweise einen biografischen Einstieg in das Gespräch und fragte nach den Umständen und der Entscheidung für die berufliche Tätigkeit bei der jeweiligen Organisation, weil es vielen Menschen meiner Erfahrung nach leichtfällt, aus dem eigenen Lebensverlauf zu erzählen. Zugleich gab dies dem Gesprächspartner die Gelegenheit, sich zu seinem Beruf, seiner Tätigkeit und der entscheidenden Organisation zu verhalten. Die zweite Frage des Leitfadens, um ein weiteres Beispiel zu erläutern, wandte sich den ‚Eckdaten‘ der Erfahrungen meines Gesprächspartners in Kriegs- und Krisengebieten im Ausland zu. Das machte es möglich, einen Überblick zu bekommen und im späteren Verlauf auf einzelne Erfahrungen einzugehen oder zu Vergleichen aufzufordern und es zugleich dem Interviewten überließ zu definieren, welche seiner Erfahrungen er einbringen und thematisieren wollte. Obendrein eröffnete die Frage den Gesprächspartner_innen die Möglichkeit, auf die wesentlichen Merkmale von Kriegs- und Krisengebieten einzugehen, was einige auch taten.

Die weiteren Teile des Leitfadens widmeten sich den Aufgaben und dem Alltag vor Ort, den sozialen Netzwerken in der Arbeit und darüber hinaus, den Charakteristika des Lebens vor Ort und der Einschätzung, wie er oder sie wohl von anderen Internationalen bzw. der lokalen Bevölkerung wahrgenommen wurde. Wo es sich anbot, fragte ich nach Beispielen, konkreten Situationen und Erfahrungen. War im Gespräch ein möglichst detailliertes Bild des Lebens und der Arbeit vor Ort entstanden, sah der Leitfaden im zweiten Teil vor, abstrakter nach den verfolgten Zielen und Werten und diesbezüglichen Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu anderen Intervenierenden sowie zu spezifischen Aussagen aus dem öffentlichen Diskurs zu fragen. Insgesamt war es mir wichtig, die Lebenswelten, die Erfahrungen, die geschilderten Situationen, die Eindrücke meines Gegenübers nachzuvollziehen und deshalb möglichst lebensnahe Fragen zu stellen, aber auch das Interview als soziale Interaktion, dieses „Stegreif-Drama“ (Hermanns 2008: 361) gemäß den forschungs-

wissen sowie 5. der Rollendefinition von Interviewenden und Erzählpersonen (Helfferich 2005: 26-32). Es sind vor allem diese Fragen und Dimensionen, die es vor und während der gesamten Durchführung der Interviews zu überlegen und zu reflektieren gilt.

leitenden Prinzipien der Offenheit und des Verstehen-Wollens zu gestalten und für die Aspekte, Fragen und Anmerkungen meiner Gesprächspartner_innen offen zu sein.

LEITFADEN FÜR GESPRÄCHE IM RAHMEN DER DISSERTATION (Erster Entwurf 2012)

Stichworte vorab

- Gespräch vertraulich, wird anonymisiert.
- Ihre persönliche Sicht auf das Thema, Ihre praktischen Erfahrungen.
- Es geht nicht um richtige oder falsche Antworten.
- Ich zeichne unser Gespräch auf, mache manchmal Notizen.

Einstieg: Sie und Ihr (Arbeits-)Alltag

- Zunächst würde ich gern biographisch einsteigen. Wie ist es dazu gekommen, dass Sie heute für ORGANISATION arbeiten?
- Ich habe ja Sie angesprochen, um mehr über die Arbeit und das Leben von internationalen Experten in Konflikt- oder Post-Konflikt-Situationen zu erfahren. Wo und wann haben Sie bislang in Regionen gearbeitet, die von einem gewaltsamen Konflikt betroffen waren?
- In LAND/ORT, wie sah da so ein typischer Tagesablauf bei Ihnen aus, angefangen morgens mit dem Aufstehen?
- Wie kann ich mir das Leben in so einer Umgebung, in so einer Situation vorstellen?
- Beispiele: Sie haben vorhin von ... gesprochen. Können Sie mir das an einem konkreten Beispiel beschreiben?
- Was ist das für ein Gefühl, dort zu sein?
- Wenn Sie an die Zeit zurückdenken, in welchen Momenten ging es Ihnen besonders gut?

Netzwerk und Interaktion

- Was glauben Sie, wie würde die Bevölkerung Sie beschreiben?
- Was glauben Sie, wie würde andere „Internationale“ Sie beschreiben?
- Nun sind Sie ja nicht die einzigen „Internationalen“ vor Ort in LAND. Wer ist noch da, an anderen internationalen Organisationen bzw. Akteuren?
- Zu welchen Anlässen oder an welchen Orten trifft man sich?
- Was machen die dort?
- Wie wirkt sich diese Präsenz auf Ihre Arbeit aus?

Abstraktion

- Was möchten Sie mit Ihrer Arbeit dort erreichen? Wie machen Sie das?
- Was ist Ihnen in Ihrer Arbeit wichtig?
- Ihrer Erfahrung nach, worauf kommt es an, wenn man Frieden schaffen will?

Bezug zum öffentlichen Diskurs

- Oft wird ja gefordert, dass die internationalen Akteure besser und mehr zusammenarbeiten. Wie stehen Sie dieser Forderung gegenüber?
- Es heißt in der öffentlichen Debatte manchmal, dass Sicherheit und Entwicklung Hand in Hand gehen. Wie würden Sie das aufgrund Ihrer Erfahrungen beurteilen?
- Die Bundesregierung hat in Bezug auf Afghanistan von „gemeinsamer Verantwortung für ein gemeinsames Ziel“ gesprochen. Gibt es Ihrer Erfahrung nach so ein gemeinsames Ziel aller deutschen oder internationalen Akteure?

Abschluss

- Wir haben jetzt so einige Aspekte angesprochen. Gibt es noch etwas, das Sie ansprechen möchten?

Danke schön für das Gespräch.

Es kam vor, dass meine Gesprächspartner_innen auch anderes thematisieren wollten bzw. eine Frage Assoziationen auslöste, mit denen ich nicht gerechnet hatte, die für denjenigen aber nahelagen und erzählt werden wollten. Auch wenn sich mir Zusammenhänge zu meinem Forschungsinteresse nicht sofort erschlossen, war es mein wichtigstes Ziel, mich in die Perspektive meines Gegenübers zu versetzen und ihm in seinem roten Faden zu folgen, mich darauf einlassend und darauf verlassend, dass er schon weiß, wo die Reise hingehet, anstatt ungeduldig auf der Abzweigung zu beharren, die ich zu Beginn ausgeguckt hatte.

Am ehesten kommt meine Herangehensweise noch dem *Active Interview* von Jaber Gubrium und James Holstein gleich, die unter anderem im Rückbezug auf sozialkonstruktivistische Ansätze wie von Berger/Luckmann (1969/1987), Blumer (1969) und Garfinkel (1967) und unter Einfluss ethnomethodologischer und feministischer Ansätze eine klar interaktionistische Perspektive auf Interviews als „the productive site of reportable knowledge itself“ (Gubrium/Holstein 1995: 3) einnehmen. Entsprechend sei ihr Konzept des *Active Interview* auch kein eigenes Forschungsinstrument, sondern eher eine konsequent konstruktivistische Perspektive auf eine weit verbreitete Methode (ebd.: 4). Bestenfalls sei ein Interview eine Unterhaltung, eine Konversation mit einem leitenden Zweck: zu zeigen, wie Bedeutungen, ihre Bezüge zueinander und ihre Grenzen im Gespräch aktiv konstituiert werden (ebd.: 80). Deshalb sei es auch nicht erstrebenswert, „[to] streamline, standardize, and sanitize the process [through highly refined interview technologies]“ (ebd.: 2). Anstatt jede mögliche Beeinflussung durch den Interviewer mittels strenger Verhaltensanweisungen zu unterbinden, sei es entscheidend, „to capitalize

on the dynamic interplay between the two to make reveal both the substance and process of meaning-making in relation to research objectives“ (ebd.: 76). Entsprechend sei es wichtig, die konstitutiven Beiträge sowohl des Interviewers als auch des Befragten wahr- und ernstzunehmen und sie in der Produktion und Analyse von Interviewdaten bewusst und gewissenhaft zu berücksichtigen (ebd.: 4). Leitfäden dienen dabei bestenfalls als Orientierung, nicht aber als Drehbuch für das Geben und Nehmen im Interviewprozess (ebd.: 56).

Aber auch an andere Interviewtypen knüpfte ich in einzelnen Aspekten an. Geht man von einem breiten „Experten“-Verständnis aus, habe ich insofern „Experteninterviews“²² geführt, als ich ein spezifisches Wissen abfragen wollte, das sich aus der Rolle der Befragten in Interventionen ergibt. Meine Vermutung war, dass sie eine auf der Erfahrung vor Ort basierende besondere Kompetenz für sich in Anspruch nehmen können, ohne sich zwangsläufig selbst unbedingt als „Expert_innen“ zu bezeichnen. Mein Interviewverständnis hatte aber auch Ähnlichkeiten mit „problemzentrierten Interviews“²³, weil ich im Laufe des Gesprächs verstehen wollte, was mein Gegenüber erzählte und so erzählgenerierende und verständnisgenerierende Fragen stellte, nachhakte, vermeintliche Widersprüche ansprach (ohne jedoch in Anspruch zu nehmen, den Wahrheitsgehalt einer Aussage unbedingt beurteilen zu können – mehr als „verstehen-wollende Nachfrage“), bestimmte Themenfelder abdecken und zugleich nah an Alltagserzählungen bleiben wollte. Dabei hatte ich in einem Leitfaden Fragen für die Themenfelder vorformuliert, weil ich erstens ohnehin dazu tendiere, mich zu verhaspeln, aber meine Gesprächspartner ja verstehen können sollten, was ich eigentlich wissen möchte und ich zweitens vorsichtig sein wollte, was ich vorgebe. Ein ähnliches Leitmotiv der Themensetzung und ‚-abarbeitung‘ anhand bestimmter Arten Fragen zu stellen, findet sich auch im „offenen Leitfadeninterview“²⁴, bei dem thematische Felder jeweils mit einer offenen Frage eröffnet werden, worauf erst immanente Fragen, dann exmanente Fragen folgen.

Im Umgang mit meinen Gesprächspartnern habe ich meistens die Bezeichnung „persönliches Gespräch“ verwendet, um mit dem „Interview“ verbundene, (medial geprägte) Vorstellungen und Assoziationen zu vermeiden (Breuer 2009: 63) und im Gegenzug eher an die Erwartungen an alltagsähnliche Gespräche anzuknüpfen und Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass es um einen Austausch und das Erzählen eher geht als um Informationsabfrage und ‚Ausquetschen‘. Auch bei mir ruft die Bezeichnung ‚Gespräch‘ eher die Assoziationen ab, die ich erkenntnistheoretisch und methodologisch damit verband als ‚Interview‘, das in meinen Ohren immer

22 Siehe auch Flick 2007: 214-219.

23 Zurückgehend auf Witzel 1985, Witzel 2000.

24 Zum Beispiel nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 138-145.

noch mehr nach einem strikten Frage-Antwort-Schema und Fakten-Abfragen klingt als nach der aufeinander bezogenen, gemeinsamen Repräsentation und Konstruktion von Deutungen und Sinnstrukturen.

4.2.3 Rollenverteilung und Gesprächsführung im Interview

Wie Gubrium/Holstein betonen, impliziert die Perspektive des „Aktiven Interviews“ eine bestimmte Vorstellung des Befragten und der Beziehung zwischen diesem und dem Interviewer, die sich deutlich von den üblichen Bildern und Erwartungen im Rahmen qualitativer Interviews unterscheiden (Gubrium/Holstein 1995: 7-18). Im Einklang mit den Annahmen des Symbolischen Interaktionismus gehen die beiden davon aus, dass die im Interview repräsentierten/hervorgebrachten Deutungen aktiv und in der sozialen Interaktion zwischen Interviewer_in und Befragten hergestellt und ausgehandelt werden (ebd.: 2).²⁵

Auch wenn das Gespräch auf Initiative der Forscherin zustande kommt und diese ein klares Interesse mit dem Gespräch verknüpft, wäre es zu kurz gedacht, Befragten zu unterstellen, sie nähmen eine rein reaktive, nicht-gestaltende Rolle im Interviewgeschehen ein. Mit Kalthoff gesprochen gehen Forscherin und Beforschte „eine Wahlverwandtschaft auf Zeit“ (Kalthoff 2003: 77) ein – eine wechselseitige Beziehung, die weit mehr als den offensichtlichen Mehrwert für die Forscherin, die ihre Forschung ohne die Kooperation der Beforschten so nicht hätte durchführen können, impliziert. Wer wem dient und hilft, ist kontingent und verhandelbar. So kann sich „für die Beforschten ihrerseits [...] der Kontakt zur Ethnografin zu einer willkommenen Ablenkung, interessanten Beschäftigung oder auch Irritation ausdehnen“ (ebd.). Auch in meiner Feldforschung wurde immer wieder deutlich, dass die von mir Befragten unseren Gesprächen jenseits meines kommunizierten Interesses selbst Sinn zuschrieben und durchaus in der Lage waren, eigene Interessen in die Gespräche einzubringen – sei es, dass sie selbst bestimmte Fragen und Aspekte ihrer Erfahrungen thematisieren und wissenschaftlich erforscht sehen wollten, dass sie das Gespräch und mein Zuhören als lang/oft erwünschte Aufmerksamkeit und Anerkennung verstanden, dass sie sich im Laufe des Gesprächs selbst für bestimmte Gedanken und/oder Fragen zu interessieren begannen oder einfach gern von ihren Erlebnissen erzählten. Das Befragten-Bild von Gubrium/Holstein geht aber über diese Aspekte der Motivation oder des Interesses noch hinaus. Sie verglichen diese

25 Während in dem hier zitierten Methoden-Lehrbuch nicht explizit auf die sozialtheoretischen Wurzeln eingegangen wird, legen Holstein und Gubrium in ihrer späteren gemeinsamen Monografie „The Self We Live By“ (Holstein/Gubrium 2000) ihre theoretischen Weiterentwicklungen eines narrativen Identitätskonzepts dar, Bezug nehmend auf Pragmatisten und Interaktionisten wie Dewey, Peirce, Mead und Blumer (siehe 3.4).

mit „practitioners of everyday life, constantly working to discern and designate the recognizable and orderly parameters of experience“ (Gubrium/Holstein 1995: 16). Darüber hinaus geht mit der Rahmung des Interviews als „occasion for narrative production“ (ebd.: 28) eine Vision des Befragten als eine Art Geschichtenerzähler einher. Und wie jeder Erzähler stellt der Befragte, ganz bestimmte Zwecke vor Augen, Bezüge zwischen einer spezifischen, zeitlich und räumlich verankerten Erfahrung und einem ganz bestimmten Publikum her. Er improvisiert und reagiert so auf die interaktions- und informationsbedingten Herausforderungen der gerade vorliegenden Umstände. Mit Gubrium/Holstein wird der Befragte damit selbst zu einer Art selbstständigem Forscher:

„Challenged by the interviewer, pointed in promising directions, and at least partially aware of the interpretive terrain at hand, the respondent becomes a kind of researcher in his or her own right, consulting repertoires of experience and orientations, linking fragments into patterns, and offering ‚theoretically‘ coherent descriptions, accounts, and explanations. [...] the respondent actively composes meaning by way of situated, assisted inquiry.“ (Ebd.)

Aufgabe der Interviewerin ist es entsprechend, die interpretativen Fähigkeiten der Befragten im Interview zu aktivieren, stimulieren und kultivieren (ebd.: 17). Das geschieht nicht über einen vorab festgelegten Fragesatz, sondern wird lose gesteuert durch die thematischen Interessen, Zielvorstellungen und Erkundungen des Interviewers. Denn gemäß der interaktionistischen Perspektive wird nicht nur die Rolle des Befragten, auch die des Interviewers von Gubrium/Holstein anders interpretiert als im Mainstream-Methoden-Diskurs. „Interviewers are deeply and unavoidably implicated in creating meanings that ostensibly reside within respondents.“ (Ebd.: 3) Zugleich ist es nicht an mir als Interviewerin, den faktischen Wahrheitsgehalt der Aussagen meiner Befragten zu beurteilen, sondern im Gegenteil die mir präsentierten Erzählungen zunächst zu akzeptieren und in Bezug auf ihre Bedingungen und Implikationen verstehen zu wollen, was wiederum durchaus mit Kontrastierungen und sanftem Widerspruch verbunden sein kann.²⁶

Insgesamt steht allen Beteiligten am *Active Interview* eine Reihe von „interpretive activities“ (ebd.: 29) offen. Anders als in klassischen Forschungsinterviews stellt die Interviewerin nicht nur Fragen, sie schlägt Themen vor und mögliche He-

26 Entsprechend methodologisch befremdlich finde ich es, wenn Thomas Hüsken hinsichtlich seiner empirischen Untersuchung von Auslandsmitarbeitern der Deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ, heute Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit, GIZ) davon spricht, dass „übliche Fassaden der Selbstinszenierung [...] durch die Wahl von Informanten unterschiedlicher Altersgruppen, sozialer und ökonomischer Stellung moderiert werden“ (Hüsken 2006: 10) konnten.

rangehensweisen an diese Themen. Sie setzt Stimuli und stellt Rahmen zur Verfügung, die der Befragte in seinen Erzählungen nutzen kann. Ihre Gesprächsbeteiligung lässt sich am ehesten beschreiben als „keeping the respondents speech ,on narrative course,‘ asking the respondents to interrogate their own experiences in particular ways and pointing respondents in fruitful interpretive directions“ (ebd.: 50-51).

Wichtig sind mir in diesem Zusammenhang die Stichworte Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Empathie. Der Interviewerin kommt es zu, nicht etwa als neutraler, gefühlloser und nicht-reagierender Schwamm zu dienen, sondern eine angenehme und konstruktive Gesprächsatmosphäre zu schaffen und ihrer Rolle als „zuhörende Interviewerin“ gerecht zu werden. Es kommt vor allem darauf an, den „internal frame of reference“ des Gesprächspartners zu verstehen. Entscheidend ist es, das Gehörte nicht sofort in die eigenen Relevanzen, Kategorien und Unterscheidungslinien einzuordnen, sondern zunächst von Innen heraus nachzuvollziehen, bis man ein Gefühl dafür habe, welchen Sinn der Gesprächspartner mit dem Gesagten verknüpft (Talmage 2012: 302). Neben der Verstehensarbeit, die die Interviewerin während des Gesprächs eher „im Stillen für sich“ leistet – „determining the central theme of the respondent’s talk, relating the talk of the respondent to the research topic and to the questions and prompting of the interviewer, and determining the biographical linkages and other horizons of meaning that the respondent references“ (ebd.: 295) – ist nach Talmage (ebd.: 296) auch die explizite Verständigung und Aushandlung mit dem Gesprächspartner wesentlicher Teil eines Interviews:

„The listening interviewer clarifies what the respondent has said, suggests alternative interpretations that seem to be consistent with the narrative construction of the respondent, and facilitates significant linkages between the evolving narrative of the respondent and the different meanings and events that the respondent has previously articulated.“ (Ebd.)

Zusammenhänge und Widersprüche zwischen verschiedenen Aussagen des Gesprächspartners können angesprochen werden. Aber wie sieht es mit eigenen biografischen Erfahrungen der Interviewerin aus? Dellwing/Prus greifen auf das Stichwort des bescheidenen Forschers zurück, meinen damit aber nicht wie Clarke die Reflexion der Forscherposition in der Materialanalyse und Darstellung²⁷, sondern beschreiben die Haltung und Einstellung in der Feldforschung selbst. Man sollte eine zurückhaltende Form des Gesprächs wählen und selbst die Rolle des Laien übernehmen, der vom untersuchten Menschen als Lehrer lernt (Dellwing/Prus

27 Siehe Einführung; Clarke 2012: 63.

2012).²⁸ Zugleich ganz wichtig: Diese Zurückhaltung entspricht nicht den „klassischen Ideen der ‚forscherischen Passivität‘“, die „die Zurückhaltung des Interviewers in erster Linie als ein Problem der Vermeidung von Beeinflussung“ (ebd.: 121) rahmt. Schließlich sei jede (!) Interaktion „gegenseitige Bezugnahme auf unterstellte Erwartungen“ (ebd.). Breuer schreibt, seine Mitautorinnen Barbara Die-
ris, Antje Lettau und er hätten

„gute Erfahrungen damit gemacht, wenn sich der Forschende im Laufe des Gesprächs in seiner Haltung zur behandelten Thematik (etwa durch vorsichtiges Ansprechen eigener Erfahrungen, Haltungen, Reflexionen) ‚sichtbar macht‘ bzw. zu erkennen gibt, um so ergänzende Erzählungen, gemeinsame Abwägungen und Vertiefungen von Überlegungen anzuregen“ (Breuer 2009: 64).

Ähnlich schätzen Gubrium/Holstein ein, dass „the interviewer’s background knowledge can sometimes be an invaluable resource for assisting respondents to explore and describe their circumstances, actions, and feelings“ (Gubrium/Holstein 1995: 45). Das Hintergrundwissen könne genutzt werden, um konkrete Fragen zu stellen und Facetten der Lebenswelten des Befragten zu entdecken und zu erforschen, die ansonsten im Dunkeln blieben (ebd.: 46) bzw. um eine Symmetrisierung zwischen Gesprächspartnern und Forscherin zu suggerieren.

Zugleich weisen Dellwing/Prus berechtigterweise darauf hin, dass ein Gesprächsverhalten, das in Alltagsgesprächen vollkommen normal ist und erwartet wird, in Daten generierenden Gesprächen unerwünschte Folgen haben kann (Dellwing/Prus 2012: 122). So etwa sei ein häufiger Fehler in Daten generierenden Gesprächen, so zu tun, als verstünde man, obwohl man es nicht tut. Zu gutem Interviewerverhalten gehöre,

„darauf zu achten, nicht so zu tun, als wüsste man Bescheid. Das ist relativ schwierig, weil wir aus dem Alltag gewohnt sind anderen aus ihren Sackgassen zu helfen und sie zu ‚entlasten‘, wenn wir merken, dass es schwierig wird mit ihren Erklärungen. [...] Man darf nicht allzu sehr helfen, denn helfen bedeutet, den Satz selbst zu beenden; selbst Informationen einzuwerfen, die man aber unterstellt. Die andere Seite sagt dann regulär in solchen Interaktionen ja – auch wenn sie es selbst nie so formuliert hätte. Goffman bemerkt, dass hier das Interesse, die soziale Interaktion ohne Bruch weiterlaufen zu lassen, bei weitem überwiegt.“ (Ebd.)

28 Forschung erfordert damit Bescheidenheit und Unbescheidenheit seitens der Forscherin zugleich: bescheiden zu sein in der Feldforschung (sich zurücknehmen, sich einlassen) und unbescheiden in der Analyse und der Darstellung (Position kenntlich machen, Perspektiven und Erfahrungen reflektieren).

Was im Alltag eine gängige Integrationsstrategie ist (denn wer zu oft nachfragt, gehört nicht dazu), verhindert im Gespräch, dass das Verständnis vertieft werden kann. Es gehöre dazu, nach dem Offensichtlichen zu fragen – nachfragen könne zwar sehr seltsam wirken, aber es sei unvermeidlich, so Dellwing/Prus (ebd.: 122-123). Nun ist es eine Sache, wegen der auch Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008) vor Interviews mit persönlichen Bekannten oder Freunden warnen, sich als Interviewerin insoweit einzubringen, als „Selbstverständlichkeiten“ nicht mehr geäußert oder beschrieben werden, obwohl doch gerade dies das Ziel des Gesprächs ist. Andersherum kann es aber auch eine echte kommunikative Herausforderung darstellen, „sich nur auf den empathischen Mitvollzug von subjektiver Betroffenheit aufseiten der Interviewten zu beschränken und auf die Kommunikation eigener Stellungnahmen zu verzichten“ (Deppermann 2013: Abs. 43), wie es viele Interviewführungsmethoden von den Interviewenden verlangen. Denn da jede Kommunikation auf gegenseitigem Verstehen beruht, müssen – auch in einem Forschungsinterview – alle Beteiligten zur „Verstehensarbeit“ beitragen und Verstehen gegenüber dem Gesprächspartner signalisieren, um die Kommunikation aufrecht zu erhalten.²⁹ Tut man dies nicht, besteht die Gefahr, Gesprächspartner nachhaltig zu irritieren und zu verunsichern.³⁰

Gerade die Frage, wie viel ich selbst einbringe, wie viel ich spreche, was ich erzähle, habe ich bei jedem Gespräch erneut für mich beantwortet; auch weil Menschen ganz unterschiedlich auf die Bitte „Ich möchte in einem persönlichen Gespräch gern mehr über Ihre Erfahrung in Konfliktgebieten, die Arbeit und den Alltag dort erfahren“ reagieren. Der eine kommuniziert, dass er eigentlich gern erzählt und unterhält, aber so eine offizielle Interviewsituation als gestelzt empfindet und er neben dem Absolvieren des formalen Gesprächs gern „auch nochmal so“ von seinen Erfahrungen erzählt – die Anekdoten und persönlichen Erzählungen scheinen trotz eben dieser Aufforderung nicht so recht zu der formalen Gesprächssituation mit Aufnahmegerät zu passen. Und ich versuche, einerseits nicht zu drängen, weise aber andererseits nochmal darauf hin, dass es mir um genau diese persönlichen Er-

29 „Verstehen sitzt jedoch seinerseits selbst oft auf Plausibilitätserwartungen, etwa hinsichtlich der Existenz von Sachverhalten, der Verträglichkeit verschiedener Interviewaussagen miteinander, des Wissens der Interviewten, etc. auf. Werden solche Erwartungen aus Sicht der Interviewenden verletzt, kann es zu skeptischen Nachfragen kommen, die möglicherweise wohl im Dienste der Verständigungssicherung gestellt werden, aber durchaus als Kritik am Interviewten wirken können.“ (Deppermann 2013: 43)

30 So finden sich in meinen Interviews ziemlich oft Bestätigungslaute, ein bejahendes „hm-m“ oder ein „ja“ zum Beispiel. Diese ‚entlasten‘ das Gespräch insofern, als dass sie so etwas zu verstehen geben wie „Ja, ich akzeptiere, was du bis hierhin/gerade sagst, das ist jetzt unsere gemeinsame Basis, hierauf kannst du aufbauen.“

fahrungen geht, formuliere meine Nachfragen dahingehend, flechte eigene kleine Anekdoten ein. Der nächste nimmt die Situation ebenfalls als formell wahr, scheint das aber gar nicht irritierend zu finden, sondern ein angemessenes Setting, um meinem wissenschaftlich begründeten Anliegen zu entsprechen und zu berichten. Entsprechend gebe ich mich seriös und erzähle kaum von mir, fordere aber immer wieder mal zum Erzählen einzelner Episoden auf. Der dritte möchte mir einen strukturierten Überblick bieten und möglichst genaue Zahlen und Angaben liefern. Und ich versuche die Balance zu halten, zum einen Wertschätzung für diese Herangehensweise und Interesse daran zu kommunizieren und ihn zum anderen trotzdem zum Erzählen zu bewegen.

Und zugleich muss auch Schweigen von der Interviewerin gehört und angenommen werden (Talmage 2012: 303). Es gilt, Pausen nicht unbedingt füllen zu wollen und jedes Absetzen des Gesprächspartners als Aufforderung zu verstehen, die nächste Frage zu stellen (selbst wenn es manches Mal genauso gemeint ist), sondern auch dem (zunächst) Unausgesprochenen Raum zu geben und Zeit zu lassen und damit zunächst dem Interviewpartner die Entscheidung zu überlassen, wie es weitergehen soll.

Daten generierende Gespräche funktionieren auch insofern anders als Alltagsgespräche, als Forscherinnen und Forscher auch z. B. verletzend Bemerkungen/Positionierungen seitens ihrer Gesprächspartner akzeptieren, um sich als offen und angenehm zu zeigen und ihre Gesprächspartner zur Kooperation zu motivieren (Dittmer 2009: 106-107). Daran schließt sich für mich die Frage an, welche Strategien oder (bewusste und unbewusste) Verhaltensweisen ich an den Tag gelegt habe, um eine für den Gesprächspartner angenehme Atmosphäre zu schaffen. So habe ich zum Beispiel einem Gesprächspartner gezielt von mir selbst und aus meiner Biografie erzählt, um zu signalisieren: Selbst wenn du dich gerade deutlich entgegengesetzt von mir Doktorandin an der Universität positionierst, haben wir Dinge gemeinsam, du kannst mir vertrauen und ich bin nicht so weit von dir weg, wie du vielleicht denkst. Oder aber ich telefoniere mit jemandem, um den Gesprächstermin für die kommende Woche festzuklopfen und denke dabei: Ich spreche aber tief. Ich mache kleine Witze, ich präsentiere mich als offen und unkompliziert. Flirte ich? Auf jeden Fall möchte ich, dass der andere sich wohl fühlt, mir vertraut (um mir dann nächste Woche Geschichten zu erzählen). Meine Kollegin sagt, auf meine Schilderung eines Interviews: Ich ‚biedere‘ mich an. Anders: Ich erzähle von mir, stelle schon im Gespräch Bezüge her, die mir einfallen: Wenn mein Gesprächspartner von Ehrenamtlichen besucht wird und wir deshalb unser Gespräch kurz unterbrechen, erzähle ich von meiner Mutter, die in ihrem Job auch viel mit Ehrenamtlichen zu tun hat; auch um zu signalisieren: Ich weiß, wie das ist. Das kann einerseits problematisch sein (denn weiß ich es tatsächlich?), andererseits aber hatte ich das Bedürfnis, in dem Moment von mir empfundene Gemeinsamkeiten, aber teilweise auch Assoziationen transparent zu machen und so, ein wenig nach Witzel, das

„Problem“ besser zu durchdringen, die Schilderungen und Sinnstrukturen meines Gegenübers noch besser zu verstehen. Zugleich wurde ich von meinen Gesprächspartnern auch ohne große Erzählungen meinerseits explizit zur Positionierung genutzt: Sie setzten sich zu mir in Bezug, schrieben mir bestimmte Rollen und/oder Eigenschaften³¹ zu und offenbarten so auch ihre Selbstbilder. Darüber hinaus ließ mich die Art und Weise, wie meine Gesprächspartner auf mich Bezug nahmen, noch einmal hinterfragen und schriftlich reflektieren, was sie wohl mit mir als ‚Forscherin‘ verbanden.³²

4.2.4 Mehr als das Gespräch an sich: Feldnotizen, Kurzprotokolle

Im Rahmen der Feldforschung sind zusätzlich zur Hauptmethode Interview Beobachtungen nützlich und sinnvoll, weil auch die sprachliche und nicht-sprachliche Kommunikation über das Interview hinaus explizite und implizite Deutungen und Beschreibungen enthält. Deshalb schrieb ich vor und nach den Gesprächen Kurzprotokolle, in denen ich den Ablauf, Bemerkungen, Gedanken und Ideen festhielt und bezog diese in die Interpretation mit ein. Schließlich beschränkte sich die Interaktion zwischen den Interviewpartnern und mir nicht auf das eigentliche Gespräch, sondern fand auch beim Kaffeholen und Smalltalk, bei der Organisation meines Aufenthalts, teilweise meiner Unterbringung und den Absprachen zum Ablauf statt.

31 Ich wurde als potenzielle Angestellte bzw. Konkurrentin behandelt („Sie wollen ja wahrscheinlich in diesem Bereich arbeiten“, Peter Leibhart), als jemand mit ähnlichen Ambitionen („Ich wollte damals etwas bewirken. Was ist denn Ihr Ziel mit dieser Arbeit?“, Peter Leibhart), als ähnlich Arbeitende bzw. Kollegin („Gesprächsführung ist eine der zentralen Aufgaben bei CIMIC, da besucht man auch Schulungen zu. Sie haben das ja wahrscheinlich auch irgendwo gelernt, oder?“), als den eigenen Kindern vergleichbar („Meine Tochter studiert auch“; viele Gesprächspartner_innen unterscheiden nicht zwischen Doktorarbeit und Studium), als jemand, der empathisch ist und potenziell versteht („Weißt du?“, Madlen Schader), als Wissenschaftlerin mit Freiheit und Zeit zum Forschen („Du kannst dem jetzt mal nachgehen“, Dennis Richter), als ebenbürtig diskursiv versierte („ownership, Paris declaration, beneficiaries“ ... Nina Lepkowski). Alle hier verwendeten Namen von Gesprächspartner_innen sind Pseudonyme (siehe auch 4.4).

32 Angeregt von Kappler (2013) fragte ich mich: Welchen Ruf haben Forschende in diesem Forschungsfeld? Welche Themen sind hier sensibel, was darf man in welchem Kontext ansprechen bzw. sagen? Wer hat welche Macht und welche habe ich als Forscherin bzw. wird mir zugeschrieben? Wie werde ich von meinem Gesprächspartner positioniert (= zu wem spricht er?) Welche Sprache spreche ich? Wie geübt sind meine Gesprächspartner darin, ein Interview zu geben? Wie oft haben sie ihre Geschichte wohl schon erzählt? Als wer/was sprechen sie? Auch Memos zu diesen Fragen flossen in die Auswertung ein.

Und auch über dieses Miteinander hinaus hatte ich ein Interesse daran, das berufliche Umfeld meiner Gesprächspartner_innen kennenzulernen.

Darum fanden die Gespräche mehrheitlich am derzeitigen Arbeitsplatz meiner Gesprächspartner_innen statt. In meinem Anschreiben an ihre berufliche E-Mail-Adresse bzw. bei meinem Anruf im Büro sagte ich jeweils, dass ich für ein persönliches Gespräch gern auch zu ihnen käme und dafür ein Ort wichtig wäre, an dem sie mir in Ruhe von ihren Erfahrungen erzählen könnten – ob im Büro/am Arbeitsplatz oder anderswo, solange wir uns ungestört unterhalten könnten, sei mir alles recht. Die einen stellten mir einen Stuhl an ihren Schreibtisch, so dass wir über Eck sprechen konnten oder nahmen an einem kleinen Besprechungstisch im Büro Platz, die anderen setzten sich mit mir in ein Besprechungszimmer. Wiederum andere, die nicht mehr für die entsendende Organisation arbeiteten, traf ich im Café ihrer Wahl oder zu Hause.

Gerade wenn Interviews über einen institutionellen Zugang angeleiert wurden und/oder in einem institutionellen Kontext stattfanden oder aber vom Gesprächspartner als formelles Setting und ‚anders als Alltagskommunikation‘ identifiziert wurden, ist dieses ‚Drumherum‘ wichtig und liefert spannende Einsichten – nicht umsonst sprechen Ferdinand Sutterlüty und Peter Imbusch vom „Abenteuer Feldforschung“ (2008).³³ Allein wie ich in diesem Umfeld von meinen Gesprächspartnern platziert, welche Rollen mir zugeordnet und mit mir ausgehandelt wurden, sagt nicht nur etwas über deren Erwartungen an mich als Forscherin und meine Untersuchung, sondern im Umkehrschluss auch etwas über ihre Selbstpositionierung aus.³⁴

Gerade diese Eindrücke, Gefühle und persönlichen Reaktionen mit Worten festzuhalten und damit nicht nur explizit und transparent, sondern auch der eigenen Analyse zugänglich zu machen, zu hinterfragen, was genau Beobachtung, was Interpretation war und worauf bestimmte Eindrücke beruhten, ist ungeheuer wichtig.³⁵ Auch Gubrium/Holstein betonen, dass alle Aspekte der Interviewer-

33 Dass es sich dann eben doch um ein Eintauchen handelt, um eine meist intensive Erfahrung, die gegenüber anderen der Übersetzung bedarf, lässt sich vielleicht auch daran festmachen, dass ich zum einen oft völlig erschöpft war, wenn ich von einer Interviewreise zurückkehrte, und mich zum anderen die Frage der Kolleg_innen, „wie es denn war“, überforderte – zu viele Eindrücke hatten sich bei mir gesammelt, die meist noch verdaut und strukturiert werden mussten, bevor ich darauf etwas anderes als „anstrengend, aber gut“ antworten konnte.

34 Siehe Fußnote 28.

35 Interessanterweise konnte ich oft zunächst notierte, diffuse Eindrücke später am Transkript festmachen bzw. in der Interpretation und Analyse nachvollziehen, worauf diese Eindrücke beruhten – da wirkte der eine sehr strukturiert (und das Transkript zeigt: er

Befragten-Interaktion Anlässe und Bezüge für die im aufgezeichneten Gespräch präsentierten Erzählungen bieten und entsprechend mitbedacht und in der Analyse berücksichtigt werden müssen (Gubrium/Holstein 1995: 40).³⁶ Entsprechend habe ich meine Feldnotizen, meine aufgeschriebenen Beobachtungen systematisch als Material mit in die Analyse einbezogen.

4.3 INTERPRETATIONSPROZESS

„To grasp the shared and variable properties of this symbolic universe, the researcher must be a good role-taker; that is, he must ‚stand‘ with each respondent in the latter’s relationship to the universe, and view it and its associated vocabulary from that perspective.“

Schatzman/Strauss 1973: 69

„Theories do not, of course, arise full-blown as though from the head of Zeus; they start in bits and pieces and patterns of ideas that may lack coherence and connection.“

Lempert 2007: 249

Auf die Datengenerierung durch das Führen von Interviews folgte der Interpretationsprozess. Im ersten Schritt mussten die Tonaufnahmen der Gespräche zu Tran-

nummeriert und strukturiert seine Antworten immer wieder) oder der nächste selbstbewusst, aber hadern („hier geht alles den Bach runter“, „das ist ja jetzt auch vorbei“).

- 36 Kalthoff sieht diese Verschriftlichung der Beobachtung einerseits als Stabilisierung, andererseits als Verdinglichung von Wahrnehmung. So sind Niederschriften nicht nur „diejenigen Orte, in denen Informationen und Wissen verarbeitet und verknüpft werden“ (Kalthoff 2003: 73). Ihre Bedeutung, so Kalthoff, geht noch darüber hinaus: „Ethnografen schreiben nicht nur etwas nieder oder halten das Beobachtete fest; die Bedeutung des Schreibens liegt in diesem auf sich selbst rekurrierenden Prozess auch darin, dass es Erinnern als ein aktives Tun konstituiert, denn erst durch das Schreiben werden die Erinnerungsspuren aktiviert.“ (Ebd.: 78-79) Auch wenn ich selbst nicht den Anspruch hatte, verschriftlichte Beobachtungen zu glätten, wie Kalthoff meint, habe ich die in den Notizen enthaltenen „Spuren des Sozialen“ (ebd.) geordnet und strukturiert und sie dann wie anderes Material auch in meine Interpretation einfließen lassen.

skripten verarbeitet werden, weshalb ich in diesem Unterkapitel zuerst darauf eingehe, nach welchen Prinzipien und Regeln die Verschriftlichung erfolgte. Auf der Grundlage der Interviewtranskripte machte ich mich an die Interpretation und versuchte in Anlehnung an Leonard Schatzman und Anselm Strauss (1973), die Erzählungen meiner Gesprächspartner, ihre Logiken und Perspektiven nachzuvollziehen. Den genauen Ablauf und die dazu verwandten Techniken – aufmerksames Lesen, kodieren, Memos schreiben (= kommentieren, paraphrasieren, Fragen stellen) beschreibe ich in Kapitel 4.3.2 Vom Text zum Code zu theoretischen Überlegungen. Analytische Fragen und ständiges Vergleichen halfen mir dabei, die entwickelten abstrakten Ideen zu sortieren. Ich strukturierte die abstrakten Ideen mit Mindmaps und griff dann einzelne große Schlagworte heraus, anhand derer ich die entstandene Struktur in Worte und einen linearen Text fasste. Denn Theorien fallen ja nicht komplett vom Himmel, wie Lora Bex Lempert (2007) richtig schreibt, sondern finden ihren Anfang in kleinen Puzzleteilen und Ideenfetzen hier und da. Zuletzt gehe ich in diesem Unterkapitel darauf ein, wann und wie ich mich ‚aus dem stillen Kämmerlein heraus‘ in den Austausch mit anderen Forschenden begab und sowohl Material mit ihnen gemeinsam interpretierte als auch meine gewonnenen Ideen zur Diskussion stellte.

4.3.1 Transkription – vom Ton zum Text

Doch zunächst zur Transformation vom Interviewton zum Interviewtext. Nicht ohne Grund spricht Breuer von der Transkription als dem „Nadelöhr der Verschriftlichung“ (Breuer 2009: 65). Unabhängig von der Art der Aufzeichnung muss jedes Material letztlich zu Text gemacht werden, um es auswerten (= darüber kommunizieren) zu können und um es dem (wissenschaftlichen) Diskurs zugänglich zu machen.³⁷ Ich ging dazu in zwei Schritten vor. Von den ersten zehn Interviews, die ich

37 Arnulf Deppermanns Einschätzung, Stimme und leiblicher Ausdruck seien entscheidende Ressourcen der Sinnkonstitution während eines Gesprächs, ergo Videoaufzeichnungen das ideale Medium, „um die multimodale Konstitution von Sinn im Interview rekonstruieren zu können“, teile ich in dieser Entscheidung nicht (Deppermann 2013: Abs. 20). Sicherlich liefert eine Bildaufzeichnung zusätzlich zum Ton wichtige ergänzende Informationen, die aus dem Ton ggf. nur abgeleitet werden können (wie z. B. Befremden, Entsetzen, Wundern, Ironie). Letztlich aber sind auch diese „Spuren des Sozialen“ (Kalthoff 2003: 78-79) nicht ohne weiteres eindeutig verständlich, sondern müssen ebenfalls mit Sinn belegt und interpretiert werden. Man sollte als Forscherin also nicht darauf hereinfallen zu denken, eine Videoaufnahme sei besser, weil ‚objektiver‘ als eine reine Tonaufzeichnung. Zumal ließe sich hier gleich auf die nächste Einschränkung hinweisen, dass

zur Auswertung heranzog, erstellte ich umfassende Transkripte und ließ einige transkribieren.³⁸ Mein Ziel war es, Transkripte zu erstellen, die dem Interview als interaktiver Situation am ehesten gerecht werden konnten und zugleich auf die sprachlichen Äußerungen fokussierten, also nicht zu viele Details enthielten. Ich hielt mich an übliches Schriftdeutsch und seine Regeln zur Groß- und Kleinschreibung. Zeichen wie Kommata, Fragezeichen, und Punkte nutzte ich in erster Linie, um Intonation zu verschriftlichen (und damit ggf. auch Sinneinheiten zu unterstellen). Ich markierte als solche identifizierte Abbrüche mit Binde- oder Gedankenstrichen, hielt sowohl Betonungen/Akzentuierungen als auch Pausen (in Sekundenlänge, mit der entsprechenden Zahl) fest. Einen Dialekt bzw. eine sprachliche Färbung hielt ich in der Nachbemerkung fest, verhochdeutschte aber den gesprochenen Text bis auf feste Begriffe und Bezeichnungen. Bestätigungslaute und Einschübe meinerseits nahm ich auf, gegebenenfalls in Klammern eingeschoben zu Beginn der Überlappung, wenn der Redefluss meines Gesprächspartners nicht deutlich unterbrochen wurde. Und natürlich wurden auch nicht-sprachliche verbale Laute wie Husten oder Lachen sowie Veränderungen im Ton (Bewegung im Raum, Entfernung der Stimmen) notiert und weitere Geräusche (Klopfen, Rascheln, u. Ä.) gegebenenfalls mit Hilfe der Feldnotizen ergänzt.³⁹ Während ich mich als Interviewerin zu Beginn noch mit dem Kürzel „I“ und meinen jeweiligen Gesprächspartner mit „G“ benannte, ging ich im Laufe der Zeit dazu über, mich selbst als Person „JB“ auch im Transkript sichtbar zu machen und Interviewpartner_innen mit Pseudonym-Initialen zu kennzeichnen.⁴⁰

All diese zu treffenden Entscheidungen machen bereits deutlich, dass es sich bei Transkripten immer auch schon um Interpretationsleistungen handelt – Interpretationsleistungen, auf die ich mich anschließend notwendigerweise im Rahmen der Analyse stützte, im Versuch, ihre Grenzen nicht aus den Augen zu verlieren.

auch Videoaufnahmen in der Regel nur eine Perspektive wiedergeben und damit ‚der Wirklichkeit‘ nicht ausreichend Rechnung trägt.

38 Die restlichen 14 Gespräche, die ich im späteren Verlauf in die Analyse einbezog, transkribierte ich teilweise. Auch diese Exzerpte finden sich auf dem Datenträger.

39 Auch Rapley weist darauf hin, dass Transkripte „features such as pauses, laughing, and other features of talk such as sighing or coughing, interruptions and overlapping talk, garbled talk, emphasis and held sound, reported speech, mimicking, and paraphrasing of others’ or self-thoughts“ (Rapley 2012: 547) enthalten sollte, um die Interaktionalität eines Gesprächs widerzuspiegeln.

40 Wenn sich die tatsächlichen Schwerpunkte einer Analyse erst im Laufe des Prozesses entwickeln, lohnt es sich, auch einzelne Vorgehensweisen wie z. B. die Art und Weise der Transkription anzupassen, um den Erkenntnisprozess zu befördern (siehe auch Breuer 2009: 68).

4.3.2 Vom Text zum Code zu theoretischen Überlegungen

Im weiteren Verlauf des Interpretationsprozesses las ich jeweils das Transkript und markierte im gesamten Text Passagen als besonders interessant und ergiebig für die weitere Interpretation, wobei ich auf die Eingangspassagen immer besonderen Wert legte⁴¹ und längere, narrative Passagen genauer prüfte. Corbin spricht davon, wie ich finde sehr passend, das Material „entsprechend der natürlichen Brüche im Gesprächsfluss auseinanderzubrechen“ (Corbin 2011: 171) und mit dem jeweiligen Segment zu arbeiten. Meine Fragen und Bemerkungen, aber auch mein Schweigen in Gesprächspausen bezog ich dabei selbstverständlich ein. Aber auch die in diesem Schritt nicht markierten Abschnitte ließ ich bei der weiteren Arbeit nicht außer Acht, bearbeitete diese in der Regel nur weniger intensiv. Deppermann macht zu Recht darauf aufmerksam, dass eine solche Auswahl „keine einmalige Prozedur“ (Deppermann 2008: 37) sein muss – entsprechend kamen im Laufe der Interpretation Passagen hinzu, wurden anderen verkürzt.

Denn selbst wenn es zunächst den Anschein machte, dass eine Erzählung die im Gespräch von mir gestellte Frage bzw. mein Forschungsinteresse nicht traf und etwas ganz anderes zum Kern hatte, lohnte es sich oft, ihr zu folgen. Jemand kann auch ‚plötzlich‘ ins Erzählen kommen – eine bestimmte Situation, ein Anblick, eine Anekdote kommen ihm bei einem Stichwort oder einer (mir verborgenen) Assoziationskette in den Sinn und los geht’s. Manchmal fast wie in der Achterbahn: Ich sehe die Kurve gar nicht vorher, auf einmal ist sie da, und es reißt mich um die Ecke und in immer höherem Tempo um die nächste und die nächste, nach oben und unten – zugleich zielgerichtet, denn mein Gesprächspartner ‚will ja wohin‘, und ich folge ihm. Oft beginnt so eine Erzählung mit einer Einleitung, Geschehnisse werden geschildert, am Ende wird eingeordnet und interpretiert und eben doch in einen Zusammenhang mit der von mir formulierten Frage oder Bemerkung gebracht. Und so arbeitete ich in Übereinstimmung mit der Aufforderung Deppermanns, bei der Analyse detailgenau dem sequenziellen Prozess der Sinnkonstitution im Interview zu folgen (Deppermann 2013: Abs. 61).

Parallel zur Auswahl der Textpassagen schrieb ich handschriftlich erste Memos zu diesen: Ich konzentrierte mich auf Sequenzen, aber auch auf einzelne Wörter, hielt fest, was mir zuerst dazu in den Sinn kam, paraphrasierte, formulierte konzeptualisierende Fragen und aus dem Material abgeleitete, erste hypothetische Antworten.

41 Die meisten Methodenautor_innen empfehlen, Eingangspassagen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Arnulf Deppermann formuliert beispielsweise: „Initialpassagen sind häufig für die interessierende Frage besonders aufschlussreich. Vor allem aber geschehen in ihnen Rahmensetzungen, die für den weiteren Verlauf des Gesprächs maßgebend sind.“ (Deppermann 2008: 37)

ten. Dabei stand das Ziel im Vordergrund, die Logik und Sinnhaftigkeit des jeweiligen Abschnitts bzw. der Sequenz nachzuvollziehen und in eigenen Worten zu formulieren. Ich fragte: Welche Begriffe und Ausdrücke wählt diejenige? Welche Zusammenhänge stellt sie her? Welche Konnotationen und Assoziationen stellen sich offenbar ein? Wie werden Themen und Konnotationen gewichtet? Und wie hätte es auch gesagt werden können, wurde es aber nicht? Gerade letzteres kann den Blick für die Zusammenhänge und Abhängigkeiten öffnen, die die Gesprächspartnerin in den Raum stellt.⁴² Abschließend fasste ich meine Konzeptualisierungen jeweils in einzelnen Stichworten (Codes) zusammen, gern in Form von aus dem Material entnommenen Formulierungen („in-vivo-Codes“).⁴³

Mit der Absicht, die innere Logik eines Abschnitts zu verstehen, zugrundeliegende Deutungsmuster hineinzulesen⁴⁴, formulierte ich im Laufe der Auseinander-

42 „Strauss would, in our analysis sessions, routinely invoke a question Everett Hughes would have asked: ‚How could things have been otherwise?‘ I think of this as playing the ‚what if...‘ game, through which the analyst comes to see the flow of commitments leading to a current state of affairs.“ (Clarke 1991: 143)

43 Nachdem ich ganz zu Beginn versucht hatte, computergestützt mit MAXQDA zu arbeiten, befand ich schnell, dass dessen Anlage nicht meiner Arbeitsweise entsprach. Während es einfach war, dem Material einzelne Codes zuzuweisen, waren Paraphrasierungen, Fragen, Kommentare nicht gut sichtbar zu hinterlegen. Diese Art ‚laut‘, d. h. schriftlich zu denken war für mich jedoch notwendige Voraussetzung für das Kodieren. Auch stellte ich fest, dass ich beim Arbeiten mit Papier und Stift mehrere Seiten nebeneinander legen und auf einmal betrachten konnte, dass ich mit Pfeilen auf andere Stellen verweisen konnte, dass ich mich handschriftlich freier ausdrücken konnte. MAXQDA steuerte mich für meinen Geschmack zu sehr in meinem Arbeitsfluss und hemmte mein Denken und meine Kreativität eher, als dass es sie förderte.

44 „Through coding, you *define* what is happening in the data and begin to grapple with what it means.“ (Charmaz 2014: 113, Hervorh. i. O.) So erschien es mir zum Beispiel nur bedingt sinnvoll, sich strikt an das Strauss’sche Kodierparadigma mit seinen Vokabeln zu halten, immer nach den Bedingungen, der Interaktion zwischen den Akteuren, den Strategien und Taktiken und den Konsequenzen zu gucken, auch wenn Strauss mahnt, dass „ein Kodierverfahren, in dem die einzelnen Punkte des Paradigmas nicht berücksichtigt sind, kein echtes Kodieren ist“ (Strauss 1994: 57). Möglicherweise ist es eine Frage dessen, wie die Begriffe jeweils definiert bzw. in Analysefragen an das Material übersetzt werden. Zu fragen, von welchen formalen und informellen Regeln eine Situation geprägt ist, wie Akteure interagieren und welche Absichten sie verfolgen, welche Folgen ihr Handeln hat – das kann ich nachvollziehen. Aber zwischen „Strategien“ und „Taktiken“ zu unterscheiden, verstehe ich in diesem Zusammenhang beispielsweise nicht. Insgesamt liegt es mir da deutlich näher zu fragen, wie eine Situation ‚funktioniert‘ – wie Interak-

setzung mit dem Material mein Erkenntnisinteresse anhand von zwei Fragen, die ich an das Material herantrug:

- Was macht das Leben, den Alltag, die Arbeit in einem Kriegs- und Krisengebiet aus?
- Wie positioniert, d. h. wie beschreibt er/sie sich und andere? Welche Eigenschaften, Aufgaben, Rollen, Werte weist er/sie zu? Anhand welcher Kategorien/Trennlinien unterscheidet er/sie? Wie werden Unterscheidungen mit Werten/Wertigkeiten verbunden?

Es sind gerade diese analytischen Fragen an das Material und das ständige Denken in Textform⁴⁵, die diese Art der Interpretation weit über eine reine Beschreibung des Materials hinauswachsen lassen. Indem man nach den Zuschreibungen von Bedeutungen bestimmter Begriffe fragt, Situationsdefinitionen verschiedener Wissen-der vergleicht und sich auf die Bedingungen unterschiedlicher Interpretationen konzentriert, werden Abstrahieren und Konzeptualisierung möglich (Lempert 2007: 250-251). Das Formulieren und Schreiben spielt dabei eine zentrale Rolle, gerade weil es, wie Corbin meint,

„unerlässlich ist, eine Sprache und Begriffe zu haben, um über Phänomene und Probleme zu sprechen, denen die Praktiker/innen in einem beliebigen Feld begegnen. Hier gilt die Feststellung Blumers (1969), dass es ohne eine konzeptuelle Sprache keine Grundlage für Diskussion, Konflikt, Verhandlung oder Entwicklung einer wissensbasierten Praxis gibt.“ (Corbin 2011: 167)

Zum Material gehörten auch Äußerungen in Bezug auf mich bzw. Reaktionen auf meine Impulse (Fragen wie Bemerkungen). Schließlich sind beide am Gespräch Beteiligten an der Gesprächs-/Verständigungs-/Bedeutungsarbeit beteiligt, die im Interview geleistet wird – „and the interactional turn asks people to consider that work when reviewing, analyzing, and presenting their transcripts“ (Rapley 2012: 543).⁴⁶ Entsprechend war es mir zum einen wichtig, aufmerksam zu beobachten,

tionen und Deutungen ineinandergreifen, anhand welcher Unterscheidungen welche Zuschreibungen gemacht werden, welche Rahmenbedingungen als solche anerkannt, bestätigt, hergestellt werden. Ich glaube, dass dies nicht Strauss' Vokabeln sind, aber diese Fragen trotzdem seinen Anspruch an ein Verstehen der Empirie widerspiegeln.

45 „Overall then, the memo records my initial analysis, illuminates the gaps in that analysis, provides direction for work outside of the data, and furnishes an elemental foundation for further comparison, contract, reconstruction, and refinement.“ (Lempert 2007: 253)

46 Siehe auch Roulston 2010: 88-89.

welche Rolle ich mit meinen Erwartungen und Vorgaben für die Äußerungen meiner Gesprächspartner spielte. Mit Deppermanns (2013: Abs. 61) Begriffen gefragt: Welche Relevanzen legte ich nahe und wie reagierten die Befragten hierauf? Wie gestalteten sie den Dialog und die Interaktionsbeziehung? Wie wird darüber hinaus auf weitere gesellschaftliche Erwartungen, Positionen und Diskurse Bezug genommen? Zum anderen sah ich mir in der Analyse an, wie ich mich im Gespräch positionierte und wie ich als Gesprächsgegenüber von meinen Interviewten zur Positionierung genutzt wurde. Wie und auf welcher Basis positionierten sie mich – als ZuhörerIn, als ExpertIn, als gut unterhaltenes Publikum, als Kontrahentin/StreitpartnerIn, als Verbündete, Fremde, Zugehörige?⁴⁷

Meine gesteigerte Aufmerksamkeit für diese Fragen floss in die Interpretation des Materials ein – sei es, weil meine Gesprächspartner Unterscheidungen und Begriffe benutzen (z. B. „Bevölkerung“, „Anwohner“, „internationale Akteure“) und auf Diskurse Bezug nahmen („zivil-militärische Zusammenarbeit“), die manchmal ich ins Gespräch eingeführt hatte, woraufhin ich ihnen an sich keine besondere Bedeutung zumaß, oder indem ich im Laufe der Interpretation vermerkte, dass sich

47 Siehe auch Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 177-180. Andere Forscher_innen haben diese Positionierung ihrer selbst durch die Interviewten auch als Herausforderung empfunden. So problematisiert Hüsken, dass die interviewten Entwicklungsexperten für ihn als Forscher eine besondere Herausforderung darstellten, da sie akademisch gebildet und Evaluation gewohnt seien und deshalb einen besonders kritischen Blick auf derlei Projekte hätten (Hüsken 2006: 18). Ein habilitierter Experte begegne dem Nachwuchsforscher ähnlich kritisch wie seinen eigenen Promotionsstudenten. Zudem habe die Mehrheit der Befragten eine recht schlechte Meinung von Ethnologen („Moralisten ohne echtes Fachwissen“), so dass es schwierig gewesen sei, die Interviewsituation in eine offene Gesprächssituation zu verwandeln. Ähnlich illustriert Foley, wie sie als Forscherin in ihren Interviews zu Hebammen positioniert wurde: „This difference in training influenced how respondents approached me and the research project. Without exception, every single nurse midwife whom I interviewed asked me ‚What’s your hypothesis?’ [...] The nurse midwives had clearly been trained in the scientific method and had an expectation that research should be conducted in a certain way. My inductive, open-ended approach did not mirror the deductive, structured model they had learned during their training. Because I approached research in a different way from what they are accustomed to, it may have influenced the stories they told.“ (Foley 2012: 313) Foley macht stark, dass solche Positionierungen nicht nur ein Problem für die Datenerhebung darstellen können, sondern sich für die Fragestellung nutzen lassen; so z. B. wenn Gesprächspartner_innen sich teilweise explizit in Bezug auf die Forscherin positionieren: „In this case, the respondent used the young interviewer as a resource around which to construct her narrative.“ (Foley 2012: 313)

mein Gesprächspartner in Bezug zu mir als erfahren in Gesprächsführung und Vertrauensbildung darstellte (etwa wenn ein Soldat vermutete, dass ich – wie er als CIMICer – wohl ebenfalls in Gesprächsführung ausgebildet sei). Im Rahmen der nachfolgenden empirischen Kapitel wird diese Bezugnahme auf mich besonders deutlich im Kapitel 5.4 deutlich, in dem die Frage im Fokus steht, wie bisweilen als unaussprechlich wahrgenommene Erfahrungen und Sinneseindrücke der Intervenierenden erzählt werden können – auch mir. Nicht zuletzt hierbei erwiesen sich in der Arbeit mit den Transkripten die früher mal angelesenen und zugegebenermaßen zunächst zur Seite gestellten interaktionistischen Grundüberlegungen als unerwartet fruchtbar, indem sie der darin für mich offensichtlichen Interaktion eine sozialtheoretische Erklärung zugrunde legten und die praktische Analysearbeit bereicherten.

Im Umgang mit dem weiteren Text, dem nächsten Abschnitt ging ich ebenso vor wie gerade geschildert. Mein Ziel war es, möglichst viele Lesarten zu generieren und auszuprobieren und mit der Zeit manche von den Daten gestärkt zu sehen und andere zu verwerfen. Im nächsten Schritt fasste ich meine ersten Interpretationen insofern zusammen, als ich einen Code herausgriff und auf einem leeren Zettel mit einer Mindmap das Stichwort/den Code und seine verschiedenen „Ausprägungen“ und Dimensionen im Material festhielt, inklusive kurzer Materialzitate und Verweisen auf die relevanten Materialorte (Zeilennummern). Auch wenn mir die konkreten Visualisierungen Strauss' von sozialen Welten und Arenen nicht viel sagen – zu kompliziert erschienen mir die geraden und geschwungenen Linien, die Kreise und Rechtecke auf den ersten Blick, gefiel mir sein Hinweis, mit Grafiken (Schaubildern, Matrizen, Tabellen) zu arbeiten, um die Analyse voranzutreiben (Strauss 1994: 190-199). Ich fand es immer hilfreich, meine Gedanken bildlich darzustellen und damit nochmal anders greifbar zu machen.

Denn Bilder sind nicht im selben Maße auf Linearität angewiesen, wie es Texte sind. Clarke macht dieses Argument sehr stark: Als visuelle Darstellungen „durchbrechen sie (einige/die meisten) unsere(r) normalen Arbeitsweisen und fordern uns heraus, die Dinge ganz neu zu betrachten“ (Clarke 2012: 74). Darüber hinaus eignen sich Maps für relationale Analysen und die Darstellung räumlicher und zeitlicher Narrative. Am wichtigsten aber ist, laut Clarke, dass man „sich auf Karten viel schneller und einfacher bewegen [kann] als in narrativen Texten – dadurch sind sie ideal für analytisches Arbeiten“ (ebd.). Das gilt nicht nur für den Fall, dass der Forschungsgegenstand selbst aus Gemeinschaften, Organisationen, Schauplätzen und Kollektiven und ihren Standorten besteht (ebd.: 81), sprich: nach der Relationalität gefragt wird, sondern wie Clarke herausstellt, auch generell für die analytische Arbeit mit dem Material. Mindmaps erleichtern das In-Bezug-setzen von Codes und damit auch das Entwickeln von übergreifenden Kategorien und zentralen Dimensionen. So auch für mich. Ich fragte: Wie stehen die zueinander? Wie passt das eine zum anderen? Gibt es Widersprüche? Auf diese Weise arbeitete ich Zusammenhänge, Ähnlichkeiten und Unterschiede heraus und ging mit meinen Codes und Kon-

zeptualisierungen wieder an das Material heran, um es auf weitere Beschreibungen und Kennzeichen für eben diese zu untersuchen. Und in dem Versuch, die Dinge zu ordnen, Sinnhaftigkeiten und Zusammenhänge zuzuordnen und zu systematisieren, taten sich Lücken auf, weitere Fragen, die beantwortet werden wollten und dies entweder im Laufe der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Transkript und Feldmaterial konnten oder als Lücken und Fragen für kommendes Material bestehen blieben. Die entstandenen Mindmaps wiederum versuchte ich in Fließtexte (Memos) zu gießen, ein Versuch, mein Material in narrativer Form zu konzeptualisieren.⁴⁸

Ich ging mit mehreren Transkripten so vor und zielte darauf, einerseits Code- und Kategoriensysteme zu entwickeln, die dem einzelnen gerecht wurden, sowie andererseits zunehmend Transkript-übergreifend zu vergleichen, nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu fragen und so weniger an Einzelfällen bzw. verschiedenen individuellen ‚Typen‘ von Praktiker_innen zu arbeiten als die Selbst- und Fremdpositionierungen von Praktiker_innen als relationales Feld zu konzeptualisieren. Entsprechend erstellte ich auch Mindmaps, die einzelne Themen, aber mehrere Interviews abdeckten und probierte so, welche Schlagworte sich eigneten, um Dinge zusammenzufassen und zu überschreiben – sprich, welche Kategorien sich gut bilden ließen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich intensiv vor allem mit den Transkripten von elf Interviews gearbeitet. Jetzt zog ich die weiteren 14 Gespräche hinzu, hörte mir diese jeweils komplett an und hielt alle Aussagen schriftlich fest, die sich in Bezug zu den von mir aufgestellten Kategorien und ihren Ausdeutungen stellen ließen. Darüber hinaus hielt ich weitere besondere Erzählungen und Schwerpunktsetzungen fest. Die Erträge dieses Analyseschritts verknüpfte ich mit den bereits angefertigten Mindmaps und Kategorien. Und schließlich musste sich all dies in einem linearen Text bewähren, in dem ich schließlich die erarbeitete analytische Struktur aus Kategorien und Codes zu beschreiben versuchte.

Bis hierhin hatte ich mir gelegentlich Notizen zu weiterem diskursivem Material gemacht. Mit dem ersten stimmigen analytischen Text zu meiner eigenen Empirie zog ich dieses systematisch hinzu, wobei ich wissenschaftlicher Literatur und Publikationen von Organisationen im Feld besondere Bedeutung zumaß. Aber auch Romane, Zeitungsartikel, Fotoreportagen und Kinofilme – mit Clarkes Worten „alles, was zur Hand war und relevant und/oder [...] provokativ erschien“ (Clarke 2012: 105) nutzte ich zum Vergleichen, Hinterfragen, Irritieren und Ergänzen. Und so brachte ich den analytischen, ausschließlich auf meinem empirischen Material basierenden Text nach und nach in Dialog mit den Analysen und Interpretationen

48 Siehe Lempert 2007: 245.

anderer, mit dem Ziel, eine stimmige Darstellung der Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden vorzulegen.

Wie schon zuvor argumentiert, heißt ‚stimmig‘ dabei weder zwangsläufig widerspruchsfrei noch eindeutig im Sinne einer möglichen Deutung. Der aufmerksamen Leserin, dem aufmerksamen Leser der folgenden Kapitel wird es nicht entgehen, dass manches Interviewzitat mehrfach verwendet und mit Bezug zu verschiedenen empirischen Kategorien zitiert und interpretiert wird. Das ergibt sich meines Erachtens automatisch, wenn verschiedene Fragen an dieselbe Textstelle gestellt werden.

4.3.3 Interpretation allein und im Austausch mit anderen

Den größten Teil der Interpretation habe ich auf diese Weise allein für mich vorgenommen. Zusätzlich hatte ich jedoch immer wieder die Gelegenheit, unterschiedlichen Gruppen und Personen Teile meines empirischen Materials vorzulegen, ihre Eindrücke und Interpretationen zu hören und Deutungen zu diskutieren – eine sehr wertvolle Ergänzung der Arbeit allein.⁴⁹ Die Anregungen aus all diesen Settings nahm ich in Form von Notizen, kommentierten Transkriptausschnitten oder Audioaufzeichnungen in meine weitere Arbeit auf. Der Mehrwert eines solchen Austauschs mit anderen, des gemeinsamen Arbeitens mit dem Material liegt nicht darin, meine Voreingenommenheit zu korrigieren oder näher an die dem Material zugrundeliegende Bedeutung zu kommen, sondern vielmehr „mehrere mögliche Deutungen zu entwickeln und die Vorstellung von ‚richtigen‘ und ‚falschen‘ Deutungen aufzugeben“ (ebd.: 50). Denn, wie Clarke an anderer Stelle sagt, wir müssen „uns wieder und immer wieder um Strategien bemühen, die uns als Forscher destabilisieren und jene Positionen in Frage stellen, die uns am liebsten sind, um zu versuchen, gegen den Strom unserer eigenen ‚guten Absichten‘ zu schwimmen.“ (Clarke 2012: 118)

49 Mit einer Interpretationsgruppe von Soziologie-Promovierenden an der LMU und meinem Kolleg_innenkreis am Lehrstuhl für Friedens- und Konfliktforschung der Universität Augsburg teilte ich ausgewählte Transkriptausschnitte. Elke Schneider, studentische Hilfskraft und Praktikantin am selben Lehrstuhl, transkribierte einige Interviews, las andere Korrektur und interpretierte anhand der oben geschilderten Vorgehensweise – ein Prozess, währenddessen wir uns mehrfach zum Austausch zusammensetzten. Zudem bot ich im Rahmen meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Augsburg ein Masterseminar zu Interviewforschung an, bei dem die verschiedenen Phasen eines empirischen Projekts an meiner Arbeit verdeutlicht und zum Teil ausprobiert wurden. Auch hier gab ich kleinere Transkriptausschnitte zu lesen und stellte ganze Transkripte zur Interpretation im Rahmen von Hausarbeiten zur Verfügung.

4.4 ZUSAMMENFASSUNG UND DARSTELLUNGSWEISE IN DEN FOLGENDEN KAPITELN

Dieses Kapitel zielte darauf ab, die Konzeption der empirischen Untersuchung darzulegen und methodologisch zu reflektieren. Anknüpfend an die interaktionistischen Grundlagen aus Kapitel 3 beschrieb ich dazu mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker als soziales Netz, das neben menschlichen Akteuren auch von Diskursen, Symbolen und anderen Objekten geprägt wird. Anschließend legte ich dar, wie sich mein Zugang zu diesem Feld gestaltete, wie ich Kontakte knüpfte und Gesprächspartner ansprach. Aber auch mein Verständnis des Interviews als Datengenerierungsmethode schließt an interaktionistische Theorien an, weshalb hier neben dem thematischen Ablauf der Gespräche auch die Interviewsituation samt Rollenverteilung und Erwartungen reflektiert wurde. Im letzten Teil des Kapitels stand der Interpretationsprozess im Fokus, der sich gemäß der Analysehaltung der *Grounded Theory* mit der Datengenerierung und Analyse verbob.

In den folgenden empirischen Kapiteln werde ich nun die Ergebnisse dieser Analyse vorstellen. Die Tabelle im Anhang gibt einen Überblick darüber, mit wem ich gesprochen habe, auf wessen Erzählungen ich also Bezug nehme. Sie listet meine Gesprächspartner_innen mit beruflichem Hintergrund sowie Region und Dauer der Interventionserfahrungen auf. Um sie nicht identifizierbar, aber zugleich als Person spürbar zu machen, habe ich meinen Gesprächspartner_innen Pseudonyme gegeben.⁵⁰ Beziehe ich mich auf eine Person, nenne ich zunächst Vor- und Nachnamen (des Pseudonyms) und gehe anschließend meist dazu über, nur den Vor- oder Nachnamen zu verwenden, je nachdem ob ich denjenigen oder diejenige im Gespräch selbst duzte oder siezte.⁵¹ In den Zitaten kürze ich die Namen jeweils mit Initialen ab.⁵² Wenn ich jemanden zum ersten Mal zitiere, nenne ich außerdem den

50 Die Pseudonyme sind entsprechend des Geschlechts der jeweiligen Interviewpartner_innen gewählt. Zwar habe ich Geschlecht im Laufe der Dateninterpretation nicht als maßgebliche Kategorie definiert und nehme nur an einzelnen Stellen auf Geschlecht und Gender Bezug, möchte aber nicht zuletzt der Leserin und dem Leser die Möglichkeit einräumen, diesen Aspekt beim Lesen mitzudenken und Überlegungen zu seiner Relevanz aufzustellen.

51 Ich mache das hier transparent, ohne dem gleich eine bestimmte Bedeutung beimessen zu wollen.

52 Obwohl dies in qualitativ-empirischen Studien bislang üblich ist, sowohl bei Zitaten als auch bei Paraphrasen, verzichte ich dabei auf die Angabe der Transkriptzeile(n). Es macht

Beruf bzw. das Arbeitsfeld der Person – eine Handhabungsfrage, die den Kern meiner Arbeit berührt, nämlich wer welchen Zuordnungen Bedeutung zumisst oder auch nicht. Ich habe meine Gesprächspartner_innen beim Erstkontakt auf ihre berufliche Erfahrung und Rolle hin angesprochen, eine erste Nennung derselben entspricht dem in gewisser Weise. Zugleich ist nicht alles Gesagte berufsbezogen oder gar berufsabhängig, weshalb ich den Beruf nur dann noch einmal explizit nenne, wenn ich es für das konkrete Zitat für wichtig zur Orientierung oder Einordnung halte.

Neben den von mir Interviewten werde auch ich an der einen oder anderen Stelle in den kommenden beiden Kapiteln sichtbar. Auch hier habe ich versucht, die Balance zu halten: einerseits meinen Part als Interviewerin und Interpretin transparent zu machen und andererseits nicht mich und meine Perspektiven, sondern die Erzählungen, Erfahrungen und Deutungen der interviewten Intervenierenden in den Mittelpunkt zu stellen.

den Text übersichtlicher. Zudem lassen sich die Textstellen mithilfe der Suchfunktion des Computers schnell wiederfinden.